

A 989 ̄ ̄

~~A 985~~  
m

A 989 II









# Inhaltsverzeichnis

1941. 272

## 4. JÄHRGANG - 1942

	Seite		Seite
JANUAR / FEBRUAR / MÄRZ 1942			
Christoph Krumbhermer: Schlesien und Brandenburg . . . . .	2	Paul Kruber, Hirschberg, zu seinem 80. Geburtstag . . . . .	47
Bernhard Stephan: Albert Helm . . . . .	8	Maria Schweighoffer: Wo klare Quellen rinnen . . . . .	49
Stephan Sturm: Der Einsiedler . . . . .	11	Hans Niekrawietz: Sommermelodie, Gedicht . . . . .	50
Dieter Stolz: Musik in russischer Nacht . . . . .	13	JULI / AUGUST / SEPTEMBER 1942	
Maria Schweighoffer: Heroischer Winter . . . . .	14	Landchaftspfleger Max Schemmel: Die Kraft der Landschaft . . . . .	57
Theodor Gollnisch: Gedichte . . . . .	17	Landesbaupfleger Dr. Wilhelm Ohm: Bauen . . . . .	62
Dr. Hans Jessen: Viele Talente - aber kein Genie . . . . .	19	Landeshandwerkpfleger Prof. Fritz Theilmann: Form und Produktionsform . . . . .	67
Hermann Stehr: Das Märchen vom deutschen Herzen . . . . .	21	Dr. Annemarie Schwerdt: Der Kunstverein Niederschlesien . . . . .	76
Dir. Georg Hallama: Wanderwege ins schlesische Gebirge . . . . .	24	OKTOBER / NOVEMBER / DEZEMBER 1942	
APRIL / MAI / JUNI 1942			
Prof. Dr. August Faust: Weltanschauung und Philosophie im schlesischen Raume . . . . .	34	Direktor Dr. Felix A. Voigt: Die Breslauer Gerhart-Hauptmann-Tage . . . . .	83
Maria Schweighoffer: Und ist doch zu feinen Töpfen gekommen . . . . .	37	Dr. C. F. W. Behl: Licht und Schatten, Kritisches aus fünf Jahrzehnten um Gerhart Hauptmann . . . . .	84
Hans Niekrawietz: Joas Abenteuer . . . . .	41	Direktor Dr. Felix A. Voigt: Die Schaffensweise Hauptmanns . . . . .	89
Herbert Vogt: Endler-Wilhelms Stunde . . . . .	43	Dr. Paul Fechter: Hauptmann und das Theater . . . . .	90
Dr. Eduard Werner: Zum 100jährigen Jubiläum der ober-schlesischen Eisenbahn . . . . .	45	Christoph Krumbhermer: Gerhart Hauptmanns Handschrift im Wandel der Jahrzehnte . . . . .	93
Hüter der Heimat		Fritz Reimann: Rudolf Rittner und seine schlesische Helmat . . . . .	96
Provinzialkonservator Prof. Dr. Günther Grundmann . . . . .	47		

## 5. JÄHRGANG - 1943

	Seite
JANUAR / FEBRUAR / MÄRZ 1943	
Ernst Rülke: Eine Stadtgeschichte in Holz geschnitten . . . . .	2
Walter Stanietz: Der graufame Berg . . . . .	7
Margarethe Kiefer-Steffe: Frost im Frühling . . . . .	8
Stefan Sturm: Die Brustwehr . . . . .	9
Margarethe Kiefer-Steffe: Der Tag . . . . .	12
Maria Schweighoffer: Und gab dem Licht eine Gestalt . . . . .	13
Rathaus in Löwenberg. Aufn. Dr. Paul Wolf . . . . .	16
Kurt Speth: Mythos der Frühzeit in unseren Tagen . . . . .	17
Holzchnitt Bodo Zimmermann . . . . .	19
Anne Marie Kunze: Feldpostbrief an einen Musiker . . . . .	20
Gerhard Kuchhoff: Adalbert-Stifter-Gesellschaft . . . . .	21
Bernhard Stephan: Der Maler Heinrich Kiefer . . . . .	22

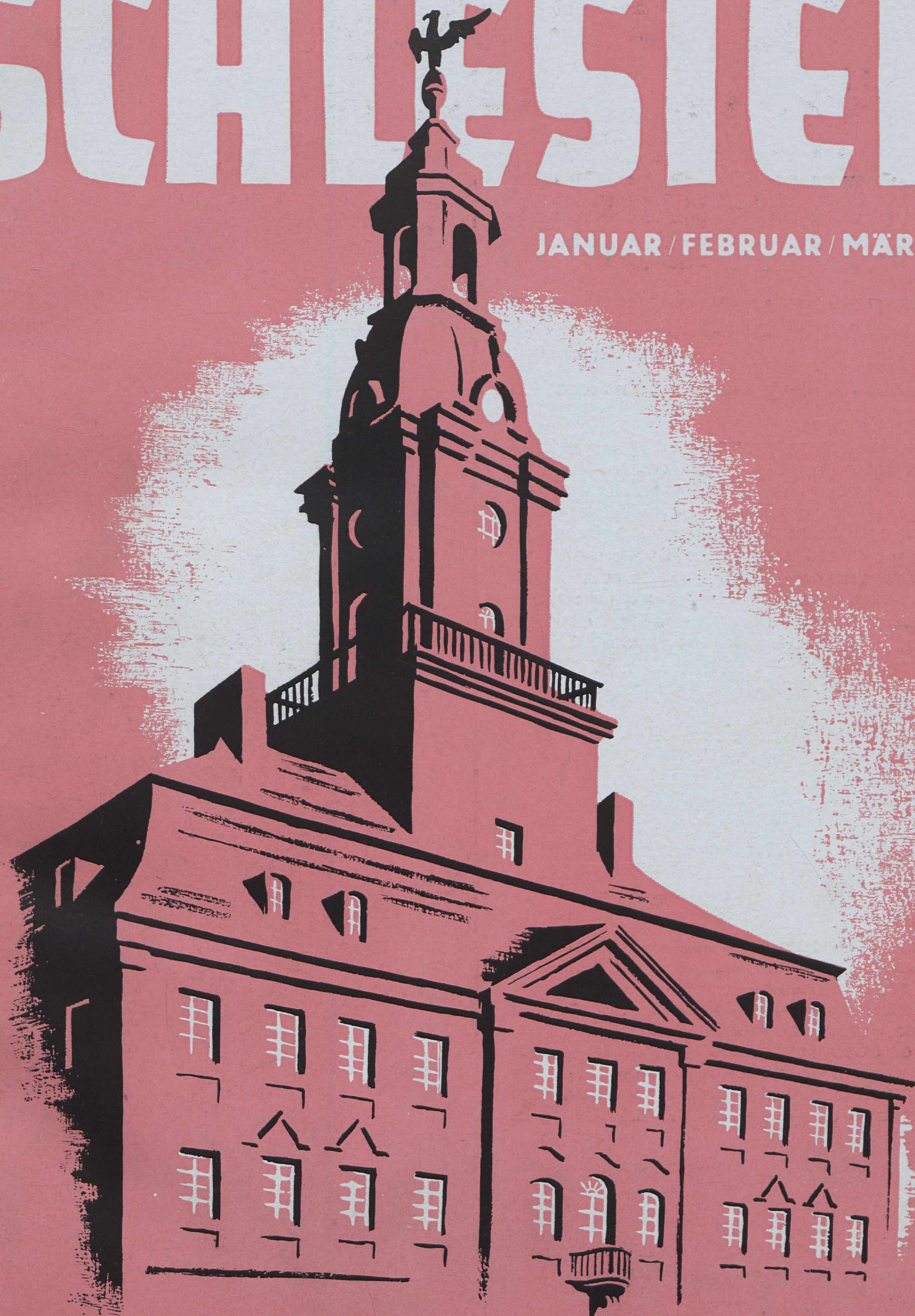


Techn. Hochsch. Breslau

HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN · GAUVERLAG-NS-SCHLESSEN BRESLAU · JAHRG. 4 NR. 1/2/3 · 1-RM

# SCHLESSEN

JANUAR / FEBRUAR / MÄRZ 1942



# SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM  
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

4. JAHRGANG · JANUAR/FEBRUAR/MÄRZ 1942 · FOLGE 1/2/3

STÄNDIGE MITARBEITER: PROFESSOR DR. HERMANN AUBIN  
DR. FRITZ ARTL · DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER  
DR. HANS FRIDRICH · DR. HANS-WERNER FISCHER · DR. FRITZ  
GESCHWENDT · PROVINZIALKONSERVATOR PROFESSOR DR.  
GÜNTHER GRUNDMANN · LANDESLEITER ALFRED HARTLIEB  
LANDESRAT GEORG KATE · DIREKTOR VICTOR KAUDER  
DR. WERNER KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN · GAU-  
OBMANN JULIUS MERZ · OBERBÜRGERMEISTER WALTHER  
SCHMIEDING · SCHULRAT KARL SCHODROK · GEN.-DIR.  
GEORG SIEFEN · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

## INHALT:

CHRISTOPH KRUMBHERMER: Schlesien und Brandenburg . . . . .	2
BERNHARD STEPHAN: Albert Helm . . . . .	8
STEFAN STURM: Der Einsiedler . . . . .	11
DIETER STOLZ: Musik in russischer Nacht . . . . .	13
MARIA SCHWEIGHOFFER: Heroischer Winter . . . . .	14
THEODOR GOLLNISCH: Gedichte . . . . .	17
DR. HANS JESSEN: Viele Talente — aber kein Genie . . . . .	19
HERMANN STEHR: Das Märchen vom deutschen Herzen . . . . .	21
DIR. GEORG HALLAMA: Wanderwege ins schlesische Gebirge . . . . .	24

TITELBILD: DAS RATHAUS IN HIRSCHBERG  
ZEICHNUNG VON GEORG MÜLLER, BRESLAU

DER VEREISTE ZACKELFALL  
AUFN.: KARL FRANZ KLOSE





# SCHLESISIEN UND BRANDENBURG

VON CHRISTOPH KRUMBHERMER

**N**ie war Schlesien ein in sich ruhendes Land, sondern meist Teil eines größeren Ganzen. Mit diesen Worten eines um Schlesien verdienten Gelehrten der Gegenwart ist der Schlüssel zu den vielseitigen Beziehungen und Berührungen Schlesiens zu seinen Nachbarländern ebenso gegeben wie die Erklärung seiner mannigfachen Anziehungen und Ausstrahlungen. Denken wir nur daran, daß Schlesien in der Urzeit Nordprovinz Donauländischer Völkerschaften, um die Zeitenwende Südteil des großen Nordreiches der Germanen, in der Frühgeschichte Westbezirk eines Ostreiches, im hohen Mittelalter Ostprovinz des Westreiches Böhmen und seit 200 Jahren die Südostprovinz Preußens ist, Brücke, Pforte, Grenzland und Bollwerk. In diesen Geschichte gewordenen Tatsachen liegen die schicksalhaften Aufgaben Schlesiens umrissen.

Blicken wir nun auf Schlesiens Beziehung zu Brandenburg, so werden wir auch bei diesem Nachbarland ganz ähnliche geopolitische Verhältnisse durch den Lauf der Zeiten finden. Mehr als einmal ist die Landschaft der heutigen Kurmark Brandenburg und die Landschaft des schlesischen Raumes einem großen Ganzen verbunden gewesen. Es war die Zeit, als im brandenburgischen Raum die Germanen auf den Müggelbergen ihre Kultstätte hatten und die germanischen Wandalen auf dem Siling ihre Götter verehrten. Wie Schlesien mehr als einmal im Laufe der Vorgeschichte Durchzugsland von mancherlei Völkern war, so sah auch der brandenburgische Raum verschiedene Völkerschaften über seine Fluren ziehen, und wie in Schlesien im Laufe der Frühgeschichte eine starke Einfickerung östlicher Völkerschaften zu verspüren ist, so setzte sich diese Einfickerung über die Lande der heutigen Mark Brandenburg fort bis an das Herz Deutschlands, bis zu den waldigen Bergen Thüringens und bis zum Flußlauf der Saale. Beiden Gauen aber wird in der großen deutschen Wiederbesiedlung gleiches glückhaftes Geschick beschieden. In beiden Räumen läßt sich der große Zug vom Westen nach dem Osten deutlich verspüren, in beiden Landschaften tritt eine Verschmelzung der Einwanderer aus den alten deutschen Mutterstämmen mit den Alleinwohnern der Länder ein, in beiden Räumen halten sich sowohl die Reste eines tausendjährigen Germanentums, die die slawische Einfickerung überdauert haben, ebenso deutlich aufrecht wie die geschlossenen Volkstumsgebiete östlicher Stämme, wobei als besondere Erscheinung das Volkstum der Wenden an der Grenze des brandenburgischen und schlesischen Raumes besonders gewertet werden muß, da wir in diesem Volkstamm viel eher noch die unverändert erhaltenen Reste bronzezeitlicher, also illyrischer Völkerschaften zu suchen haben wie die der slawischen Völker. Denken wir nur daran, eine wie blühende und hohe Kultur die Veneter allein im schlesischen Raume gehabt haben, ehe sie von den von Norden vordringenden Germanen aufgefressen worden sind. Aber diese Resterscheinungen beider Gawe sind nicht das Ausschlaggebende der Volkwerdung ihrer Stämme. In beiden Räumen wächst durch den Lauf der Jahrhunderte ein neues, starkes Volkstum empor, das sowohl in Brandenburg als auch in Schlesien die ausgesprochenen Merkmale junger tatkräftiger Volkstämme von neubesiedelten Ländern trägt. In Brandenburg wie in Schlesien wächst ein Volkstamm auf von lebhafter Art und ausgesprochener Beweglichkeit. Hier sind keine Träumer zu Hause, wie wir sie vielleicht in Ländern

einer alten müden Kultur antreffen, hier ist die Tatkraft zu Hause, und diese Tatkraft ist lebendig geblieben durch den Lauf von sieben Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag. Brandenburger und Schlesier sind Pioniere seit den Tagen der deutschen Wiederbesiedlung beider Räume auf dem großen Wege zur Einigung aller deutschen Volkstämme Europas, und beide, Brandenburger wie Schlesier, blicken in ihrer geistigen Ausrichtung nach dem Osten. Das Mittelalter hat bereits dem brandenburgischen Raum in seiner staatlichen Namensgebung die Aufgabe eines ausgesprochenen Grenzlandes zugewiesen, indem er dieses Land die »Mark« Brandenburg nannte. Schlesien trägt nicht den Namen einer Grenzmark, in seinem Namen klingt der alte wandalische Volkstamm der Silingen wieder, die zu Füßen des uralten Götterberges, des Siling saßen, den die Ostseewanderer Slenz nannten.

Bei aller Schicksalsähnlichkeit beider Räume lebten ihre Völker nebeneinanderher ohne bemerkenswerte volkliche Beziehungen zueinander. Erst im hohen Mittelalter wird beiden Ländern eine bedeutende Herrscherpersönlichkeit beschieden, die für Brandenburg ebenso wie für Schlesien ihr erster großer Landesvater ist, unter dem beide Länder stolze Blütezeiten erleben. In dem Luxemburger Karl IV. erblicken wir eine Erscheinung von ausgesprochen europäischem Format. Er ist der großartig und planvoll wirkende Staatsmann, der im engeren Gebiete Mitteleuropas eine für damalige Begriffe ausgesprochene Großraumpolitik betreibt. Das Wesentliche dieser Politik aber ist die vertiefende Fürsorge für die einzelnen Landesteile. Von dem großen Kräfterdreieck Böhmen, Schlesien, Mark Brandenburg bildet die Linie Prag-Breslau gewissermaßen die Hypothekenseite, während Prag-Tangermünde und Breslau-Tangermünde als die beiden Katheten dieses Dreiecks bezeichnet werden können. Es geht in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts ja durch alle Völker des Abendlandes ein Streben nach erneut festzulegenden Staatsverfassungen. In Spanien wie in Italien, in England wie in Frankreich lassen sich solche Bestrebungen in dieser Zeit nachweisen. Karl IV. als der hervorragende deutsche Vertreter dieser Geistesrichtung gibt 1356 dem heiligen Römischen Reiche deutscher Nation in der Goldenen Bulle die Verfassung auf Jahrhunderte hinaus. Für sein Königreich Böhmen läßt er ein allgemeines Gesetzbuch, die sogenannte majestas Carolina abfassen, für Schlesien läßt er jenes denkwürdige Landbuch Karls IV. für das Herzogtum Breslau aufzeichnen, das die Grundlage für alle späteren Katasterarbeiten Schlesiens wurde, das Werk der großen deutschen Wiederbesiedlung fest verankerte, indem es den schlesischen Bauern, den Nachfahren jener Siedler, die vor anderthalb Jahrhunderten in das unbekannteste Ostland zogen, ihren erarbeiteten Besitz sicherte. 1373 aber gibt derselbe große Landesvater der Mark Brandenburg seiner Fürsorge für diesen Eckpfeiler des deutschen Ostens in einem besonderen Landbuche Ausdruck, das noch umfangreicher und umfassender ist als das schlesische. Der Grundzug im Wesen dieses alles und jedes bedenkenden Staatsmannes war die Gerechtigkeit, und nicht umsonst führte er in seinem Siegel den Spruch: »Urteilt gerecht, ihr Menschensohne«, in der Tat ein erhebendes Wahrzeichen seines Wirkens, wenn dieser Spruch im anhängenden Siegel einer Urkunde sichtbar wurde.



Occupation de Breslaw, sous coman-  
dement du Mareschal de Schwerin, et  
du Prince d'Anhalt, le 10. Aout en 1741.



Einnahme der Stadt Breslax durch die Königl. Troupen, unter Anfüh-  
rung des Feldmarschalls von Schwerin, u. des Prinzen Leopold v. Anhalt-  
Dessau den 10. Aug. 1741.



Acte de l'homage, fait à Breslaw  
par les Deputés de la basse Si-  
lesie, le 7 Nov. en 1741.

Solenne Erb-Landes-Huldigung  
von Nieder-Schlesien, an Se. Kön.  
Maj: geschehen auf dem Fürsten-  
Saal zu Breslau, d. 7. Nov. 1741.



Prise de Toppau  
au Nov. en 1741.  
Eroberung der Stadt  
Toppau im Nov.  
1741.



Prise de Freudenthal  
au Nov. en 1741.  
Eroberung der Stadt  
Freudenthal, im Nov.  
1741.

Olmütz, la  
Capitale de Moravie  
se rend aux troupes du Roi, par capitulation du  
27 Dec. en 1741. Les autres villes de cette province sui-  
vent cet exemple, excepte la forteresse de Brunn.  
Die Hauptstadt Olmütz, in Mähren, gehet mit Ac-  
cord über, an die Kön. Troupen, d. 27. Dec. 1741  
welcher auch die andern Städte, ausser  
der Festung Brunn, in kurzer Zeit  
folgen.

So standen Schlesien, Brandenburg und Böhmen als der Ausgangs- und Mittelpunkt seiner Großraumpolitik unter einem gemeinsamen Landesvater. Die sichtbaren Zeichen seiner Machtfülle und Würde aber sind seine Residenzen, die Burg zu Prag an der Moldau, die Burg an der Oder zu Breslau und die Burg auf der Höhe von Tangermünde, von der aus man weit in die gesegneten Fluren der Mark blickt. Ruhig und sicher konnten die Fuhrwerke deutscher Kaufleute zur Zeit Kaiser Karls IV. durch die Lande fahren von Schlesien nach Brandenburg, von Leipzig nach Breslau und von Böhmen und seiner Hauptstadt Prag über die Pässe der schlesischen Berge ins Odertal oder durch das Elbetal hinab dem Norden zu oder durch die Straßen des Böhmerwaldes zu den alten großen Handelsplätzen Süddeutschlands Augsburg und Nürnberg. Hatte Schlesien und Brandenburg im 14. Jahrhundert gleichermaßen Anteil an der segensvollen Regierung eines großen Staatsmannes und unermüdlich fürsorgenden Landesvaters, so traf beide Gaue im sturmdurchtobten 15. Jahrhundert ein anderes Schicksal. Schlesien

und Brandenburg sind Schicksalsgefährten der Hufitenzüge. Es liegt auf der Hand, daß Schlesien, als der nächste Nachbar der tschechischen Kommunisten des Mittelalters, dieses Unheil stärker zu verspüren bekam als die entfernter liegende Mark Brandenburg. Sechzig in Asche gelegte Städte und Hunderte von Dörfern bezeichnen in Schlesien den Weg jener Unholde, und wenn wir die brandenburgischen Schicksale betrachten, so sagt uns der Name des Städtchens Bernau, wie weit diese furchtbare Geißel jenes Jahrhunderts reichte.

Waren gemeinsame Schicksalschläge, die beide Gaue trafen, beziehungsreich für ihre Länder und Völker, so wurden die Berührungen enger und folgeschwerer, wenn die Mitglieder der Dynastien dieser Länder durch Heirat in verwandtschaftliche Verbindungen traten. Waren seit den Zeiten des frühen Mittelalters Prinzessinnen aus süddeutschen Fürstengeschlechtern als Ehegattinnen an den Hof der schlesischen Pfaffen gekommen, und hatten diese Heiraten in vielen Fällen überhaupt erst den großen Anstoß zur deutschen Wiederbesiedlung Schlesiens gegeben, so waren vom 15. Jahrhundert an Heiraten zwischen Töchtern des Hauses Brandenburg und Herzögen von Schlesien aus dem alten Pfaffenstamme etwas übliches. Wir dürfen nicht vergessen, daß die schlesischen Herzogtümer mit ihrem reichen Landbesitz und ihren großen Räumen gewissermaßen gute Partien für die Töchter des Hauses Brandenburg darstellten. Inzwischen hatte sich ja auch die höfliche Kultur der schlesischen Herzöge so verfeinert und entfaltet, daß sie den Brandenburger Höfen nicht nachstand, ja man kann sagen, daß derartige Verbindungen in den Lebensstilen der Mark und der nieder- und mittelschlesischen Herzogshöfe durchaus passend waren, passender vielleicht als eine Verbindung mit westdeutschen und süddeutschen Häusern gerade in jenen Zeiten, die mehr nach dem Westen, allenfalls noch nach der Mitte des Reiches als nach dem Osten schauten. So finden wir an den reichgeschmückten Torhäusern der Herzogschlösser zu Liegnitz und zu Brieg das Zepter der Mark Brandenburg als Wappen der Gattinnen schlesischer Pfaffen. Vornehmlich aber waren es in allererster Linie wirtschaftliche Erwägungen oder politisch-dynastische Berechnungen, die derartigen Heiraten zugrunde lagen. Ein Beispiel hierfür ist die Verbindung Barbaras, der Tochter des brandenburgischen Kurfürsten Albrecht Achilles, mit Heinrich XI., dem letzten Herzog von Glogau. Er hatte 1472 seiner noch nicht dem Kindesalter entwachsenen Gemahlin Barbara alle seine Lande vermacht. Als der Herzog 1476 starb, focht der nächste männliche Anverwandte des Glogauer Fürsten, der berühmte Herzog Hans von Sagan, den die Geschichte den wilden Hans nennt, dieses Testament an, und in einem langen, landverwüstenden Kriege kämpft der Saganer Herzog gegen Markgraf Johann, den ältesten Sohn des brandenburgischen Kurfürsten. Seine Kriegsscharen verwüsten die Mark Brandenburg weithin, und wenn es auch dem jungen Markgrafen gelang, den Truppen des Saganer Herzogs vor den Toren von Krossen 1478 eine Niederlage beizubringen, so wird die Entscheidung des ganzen Streites im gleichen Jahre dem mächtigsten Staatsmann dieser Zeit überlassen, der damals von Budapest über Breslau bis an die Grenzen der Mark Brandenburg gebot, dem König Matthias Korvin von Böhmen und Ungarn. Die junge Witwe Barbara, die zwei Jahre zuvor dem König Wladislaus angetraut worden war, der sie aber niemals heimgeführt hat, und die ihren angetrauten Gemahl niemals zu Gesicht bekommen hatte, war in der Tat ein trauriges Objekt in diesem üblen dynastischen Handel. Ihre Ansprüche sollten mit einer Summe von 50 000 Goldgulden abgefunden werden. Da aber ihr Vater, der Brandenburger Kurfürst Albrecht Achilles, Land und Leute dieser Geldsumme vorzieht, erhält er 1482 statt der Goldgulden die Landschaften Krossen mit Bobersberg, Züllichau und Sommerfeld. Seit diesem Jahre werden jene Städte mit ihrem ganzen Gebiet, die ausgesprochen dem schlesischen Raum angehörten, an Brandenburg angeschlossen. Das ist die erste Berührung Schlesiens-Brandenburg, wobei Brandenburg der nehmende Teil ist, und wir werden im Laufe der Geschichte jener Beziehungen sehen, daß Brandenburg ganz planmäßig, wenn auch unter mancherlei Rückschlägen, immer der Nehmende blieb.

Die zweite dynastische Beziehung zwischen Brandenburg und Schlesien ist unlöslich mit dem Namen eines Enkels des Kurfürsten Albrecht

PREUSSISCHER ADLER AM AUSGANG DES DORFES GRUSSAU





PROVIANTMAGAZIN DER STADT GLATZ

Achilles verknüpft, mit dem jungen Markgrafen Georg von Brandenburg. Sein mit vielen Kindern, aber mit wenigen Glücksgütern gefegneter Vater Friedrich hatte den Sohn 1505 an den Hof seines Schwagers, des Ungarnkönigs, nach Ofen (Budapest) gefandt, um dort sein Glück zu versuchen. Georg fand bei seinem Oheim die allerfreundlichste Aufnahme, und die Gunst des Ungarnkönigs Wladislaw verschaffte dem jungen Brandenburger im Jahre 1509 die Hand der Witwe des mächtigen Ungarnkönigs Matthias Korvin, die bereits ein Jahr später starb und den jungen Markgrafen Georg als Erben ihrer ansehnlichen Reichtümer hinterließ. Was einst seinem Großvater Albrecht Achilles nur in sehr beschränktem Maße gelang, nämlich im nördlichen Schlesien in den Landschaften Kroffen, Züllichau, Bobersberg festen Fuß zu fassen, das unternahm jetzt sein Enkel Georg mit ungleich größerem Erfolge, nur daß die Hohenzollern damals nicht von Nordwesten, sondern von Südosten her ihren Einzug in das Land hielten, das ihnen einst unter Friedrich dem Großen ganz zufallen sollte. Es war die Erbschaft der ausgestorbenen Herzöge von Oppeln, die Markgraf Georg von Brandenburg unter größten Schwierigkeiten und mit Aufbietung hohen diplomatischen Geschickes endlich in der Hand hatte, und das segensreiche Wirken dieses Hohenzollern im Raume von Oppeln, Troppau und Jägerndorf gehört deshalb zu den Ruhmesblättern schlesischer Geschichte, weil die Lande des Herzogs Georg im fernen Oberschlesien und im angrenzenden Mähren in jenen Zeiten ein Bollwerk des Deutschtums waren, in der die Wiedereindeutschung des schlesischen Raumes zu einem gewissen Stillstand gekommen war und Polen und Tschechen von Osten und Westen in gleicher Weise allein in der Sprache in jenen Gegenden schon im 15. Jahrhundert wieder weit vorgedrungen waren. Das segensreiche Wirken der Hohenzollern=Herzöge von Troppau=Jägerndorf fand ein jähes Ende

durch ihre Vertreibung im Dreißigjährigen Krieg und die Einziehung ihrer Herzogtümer durch den Kaiser.

Sechzehn Jahre sind vergangen, seit Markgraf Georg die reiche Erbschaft seiner Gattin angetreten hat. Auf dem fürstlichen Schlosse zu Frankfurt an der Oder halten die Hohenzollern im Jahre 1536 Familientag. Sie sind von allen Fürsten die mächtigsten und wohlhabendsten im Reiche. Es gilt, diesen Wohlstand und die Macht durch kluge Erbverträge zu erhalten und in einem schon begonnenen Vertragswerk eine bedeutsame Lücke zu schließen. Der Königsberger Hohenzoller, Herzog Albrecht, der letzte Hochmeister des deutschen Ordens, hatte mit dem Jägerndorfer Herzog Georg schon einen Erbvertrag geschlossen, aber in diesem Vertragswerk fehlte die Mark Brandenburg. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Herzogshäuser von Königsberg ebenso dem neuen Augsbургischen Bekenntnis zugetan waren - Herzog Albrecht hatte seinen geistlichen Ordensstaat in ein weltliches Herzogtum gewandelt, und der Papst hatte ihn aus der Kirche ausgestoßen - wie das Herzogshaus Troppau=Jägerndorf, das Kurfürstliche Haus Brandenburg in den Söhnen des alten Kurfürsten Joachim, und vor allem die schlesischen Pfandenherzöge von Liegnitz, Brieg und Wohlau. Es stand also ein Netz protestantischer deutscher Fürsten von der Ostsee über die Mark bis nach Oberschlesien im Gegensatz zum katholischen Herrscherhaus der Habsburger Landesherren. Zum Familientag auf dem Schloß zu Frankfurt an der Oder ist Herzog Friedrich II. von Liegnitz, der Schwager des Königsberger und des Jägerndorfer, gekommen und trägt seinen Verwandten einen Heiratsplan der beiderseitigen Kinder vor. Es ist das Jahr 1536. Auf diesem Familientag werden schon die genauen Heiratsdaten der Kinder für das Jahr 1545 festgesetzt, und die Väter der jungen Kinder und die Oheime aus Königsberg und aus Jägerndorf beraten weiter über das Geschick fürstlichen

Besitzes der beiden Häuser und kommen überein: Wenn die Familie der Liegnitzer Herzöge ausstirbt, dann sollen alle ihre Lande zu Liegnitz, Bries und Wohlau, zu Kreuzburg, Pittschen, Trebnitz und Konstadt an das Haus Brandenburg fallen, wenn aber das Kurfürstliche Haus Brandenburg endet, dann sollen den Schlesiern die alten Landesteile zurückgegeben werden, die einst zu den Zeiten von Albrecht Achilles an die Hohenzollern gekommen waren: Kroffen, Züllichau, Sommerfeld mit dem Städtlein Bobersberg, Peitz, Zoffen, Teupitz, Bärwalde und der Hof zu Groß-Lübbenau. Ein Jahr geht dahin, es war ein Jahr der Sorgen und der schwerwiegenden Ereignisse für die deutschen Fürsten. Die Evangelischen tagen zu Schmalkalden, ihr Bund hat neue Mitglieder gewonnen, aber König Ferdinand, der Bruder des großmächtigen Kaisers Karl V., hat ein nachsames Auge auf sie, keiner war ihm mehr sicher, denn einer nach dem anderen bekannte sich zur neuen Lehre.

Indessen hatten die Kanzler des Brandenburger Kurfürsten und des Liegnitzer Großherzogs auf Befehl ihrer Herren die Verträge in monatelanger mühseliger Arbeit aufgesetzt. Viel Schreiben sind damals hin und her gegangen zwischen Liegnitz und der Residenz zu Cölln an der Spree. Endlich ist das große Vertragswerk fertig. Am 18. Oktober 1537 wird im Saale des festen Schlosses zu Liegnitz der doppelte Ehevertrag der gegenseitigen Kinder der Häuser Liegnitz und Brandenburg abgeschlossen und die Hochzeiten endgültig auf den 25. Januar und den 15. Februar des Jahres 1545 festgelegt. Am folgenden Tage, dem 19. Oktober 1537, wird jener zweite Vertrag unterzeichnet, der als eigentliche Erbverbrüderung zwischen den Päpsten und den Hohenzollern in die Geschichte eingegangen ist. Neun Jahre später, am 18. Mai 1546, erklärt König Ferdinand von Böhmen und Ungarn den Erbverbrüderungsvertrag von Liegnitz auf der Breslauer Burg für null und nichtig und kassiert ihn. Da erhebt sich in der erlauchten Versammlung ein schlichter, gelehrter Mann, der sich als Abgeordneter seines kurfürstlichen Herrn von Brandenburg ausweist, es ist der Professor der Rechte Christof von der Straßen von der Universität zu Frankfurt an der Oder. Im Namen seines Kurfürsten protestiert er gegen den Spruch des Königs in dessen Gegenwart und erklärt, daß kein Kaiser und König die von seinem Herrn dem Kurfürsten geschlossenen Verträge annullieren könne, denn sie bestehen zu Recht. König Ferdinand hat den Sprecher stumm angehört und mit einer Handbewegung die Sitzung geschlossen.

Betrachten wir Schicksale und Beziehungen von Brandenburg und Schlesiens im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, so können wir feststellen, daß Schlesiens den Leidenskelch dieser Kriegszeit bis zur bitteren Neige leerte, aber auch die Mark ist von 1620 bis 1641 den Kriegsnöten in erschreckendem Maße ausgesetzt gewesen. Friedrich der Große kommt als Geschichtsschreiber und Feldherr zu dem Ergebnis, daß ein Heer von 20 000 Mann genügt hätte, die Mark vor den Einfällen der streitenden Parteien zu sichern. Es ist ein tragisches Symbol und ein Fanal dieser Zeit, daß als letzte Burg die weit ins Land schauende Residenz Karls IV. auf der Höhe von Tangermünde von den Schweden angezündet in Flammen aufging. Der Dreißigjährige Krieg ist zu Grabe getragen. Die evangelische Bevölkerung

Schlesiens erlebt die bitteren Zeiten der Gegenreformation. Da läßt die evangelische Bevölkerung des Landes eine Tat aufhören, die ebenso unwahrscheinlich wie erstaunlich ist, und die mit einem Male die Blicke der Schlesier nach Norden richtet. An der Grenze des Fürstentums Breslau gegen Strehlen hin liegt das kleine Dorf Großburg, das einst zum Bistum Lebus gehört hatte und mit der Auflösung dieses Stiftes an die Kurfürsten von Brandenburg gekommen war, ein Stücklein Brandenburg im fernen Schlesienslande. Als am 21. Juli 1654 die kaiserlichen Kommissare mit einer Abteilung Soldaten erschienen und zum zweiten Male den evangelischen Geistlichen fortgetrieben hatten, da ritten wenige Tage später der brandenburgische Oberst von Marwitz mit einem Wachtmeister und 12 Dragonern im Dorfe Großburg ein, ließ den katholischen Pfarrer über die Grenze bringen und Kirche und Pfarrhaus dem bisherigen Pastor wieder

übergeben. Zu Wien war man stille und wollte von diesem gewaltigen Akt der Selbsthilfe nichts hören, denn der Kaiser brauchte den Kurfürsten von Brandenburg. So blieb die Kirche zu Großburg unangetastet im Besitz der Evangelischen. Aber das war eine einmalige Ausnahme, ein Lichtblick in den trüben Zeit der staatlichen Bedrückung der Gewissensfreiheit eines Volkes. Es ist jene Zeit, die durch ihre Maßnahmen den Boden in Schlesiens vorbereitete für den Empfang des jungen Heldenkönigs, der fast ein Jahrhundert später das ganze Schlesiens dem jungen Königreich Preußen einfügen sollte. Doch bis dorthin war es noch ein weiter Weg. Der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm hat die Ansprüche seines Hauses, die auf dem Liegnitzer Erbvertrag beruhten, noch in seinem Todesjahr wieder aufgegriffen. Er wurde abgefunden mit dem Kreise Schwiebus, der von 1686 bis 1695 an Brandenburg fiel. Insoheim hatte man seinem Nachfolger, dem Kurprinzen und nachmaligen ersten König von Preußen einen späteren Verzicht abgelockt. 1695 bis 1742 war Schwiebus wiederum den schlesischen Erblanden des Habsburgers zugefallen, und erst 1742 wird es beim Breslauer Frieden mit dem gesamten Schlesiens der Krone Preußens einverleibt. Von dieser

Zeit an bleibt der Kreis Schwiebus Bestandteil der Provinz Schlesiens, und erst 1815 wird dieses schlesische Land der Provinz Brandenburg zugefügt. Wir sind in diesem Einzelschicksal eines schlesischen Landesteiles der Zeit vorausgeeilt.

Betrachten wir die Lage Schlesiens in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Breslau, die alte Landeshauptstadt Schlesiens, die einst mächtige Handelsstadt, die die Brücke nach dem fernen Südosten Europas bildete, sie hatte viel von ihrer wirtschaftlichen Bedeutung eingebüßt. Polen und Rußland überflügelten ihren Handel auf der einen Seite, Leipzig und Prag auf der anderen. Wohl gab es noch reiche Bürger in der Stadt, die der Kaiser zu Wien gegen hohe Gebühren mit prächtigen Adelsbriefen ehrte, aber ihre Handelsbeziehungen hatten sich im Laufe der letzten Jahrzehnte zu drehen begonnen. Schon ging in der Woche dreimal die Post von Breslau nach Berlin und darüber hinaus nach Hamburg, doch nur einmal wöchentlich ging die direkte Post von Breslau nach Wien und zurück. Die alte Handelsstadt ist der Sitz der vielen schlesischen Behörden geworden, und die Beamtenfamilien aus den Kronländern der Monarchie wetteiferten mit den geistlichen Orden und dem Fürst-



EINGANG ZUR BETHAUSKIRCHE IN POISCHWITZ BEI JAUER





WANDMALEREI IM SCHWEIDNITZER KELLER, BRESLAU

## ALBERT HELM

**B**etrachten wir die uns überlieferten Wandmalereien vergangener Zeit, so sind wir oft geneigt, über den gültigen Werten, die sie in der Kunstgeschichte bedeuten, über ihrer Kulturverbundenheit mit der Zeit, aus der sie stammen, über ihrem Stilcharakter, der sie eindeutig von den Gestaltungen vorher und nachher abhebt, zu vergessen, daß sie einem bestimmten Augenblick, einem einmaligen Auftrag, der oft mit den persönlichsten Anliegen und Gedanken verbunden war, ihre Entstehung verdanken. Wir müssen uns immer vor Augen halten, welchen Gegenwartswert diese schmückenden malerischen Arbeiten einst besaßen, bewundert und umstritten, Dokumente des Lebens und damit auch in gewissem Sinne der Vergänglichkeit. Was all diese künstlerischen Äußerungen aber über den Augenblick erhob, was sie uns heute als Wahrheiten, als Aussagen von Wirklichkeit und zugleich als Schönheit aufnehmen und empfinden läßt, das ist ihr dienendes Verhalten, ihr jeweils den Lebensbedingungen, dem Zeitsinn zugehöriges Dasein, ihre Echtheit

und Ursprünglichkeit. Nicht zum wenigsten ist diese begründet in der Sachgemäßheit des Handwerkes, in der Gediegenheit des Könnens, in der Bereitschaft des Einsatzes, den wir oft - und in mancher Künstlererzählung lebt ein Bewußtsein davon - auf das unmittelbarste zu spüren glauben.

Mit der Auseinandersetzung den Zeitaufgaben gegenüber war einst das gesamte Handwerk befaßt. Der Zusammenklang der Räume in malerischer Behandlung und gegenständlicher Ausstattung ist eine Art Übereinkunft, die sicherlich nicht reibungslos, sondern mit vielen Mühen, mit Überlegen und Erproben unter allen Beteiligten hergestellt wurde, wobei die leitenden Ideen gleichsam aus der Eigenkraft der fachlichen Forderungen ihr Schwergewicht erhielten. Wer das, was die Zeit und sein Leben in ihr, was die Gemeinschaft und die Verpflichtung ihr gegenüber bedeutete, am reinsten in sich erlebte, formte sicherlich das stichteste Werk und gab seinen harmonischen Beitrag zu dem Einklang, den wir als Einheitlichkeit und Notwendigkeit im beispielhaften Werk anerkennen.

Unsere Zeit stellt große Aufgaben, deren Besonderheit auch darin zu erblicken ist, daß es darum geht, Ziele für die Zukunft abzustecken! Daß das einzelne Werk vielleicht weniger als je Schilderung, sondern vielmehr Wegweisung ist! Somit steht die künstlerische Arbeit unter einer Verantwortung, die sich gerade in unserem schlesischen Lande als eine volkstumpolitische erweist. Der Künstler, der Wandmaler, der hier und im weiteren Ostraum spricht, ist der Pionier.



Dem an der Breslauer Meisterschule des Deutschen Handwerks wirkenden Maler Albert Helm ist vor etwas über einem Jahre die Aufgabe zugefallen, im »Deutschen Haus« in Kalisch im Warthegau mehrere Räume auszugestalten. In der Stadt, durch die er im September 1939 als Soldat nach Polen marschiert war, malte er Bilder deutscher Rodung und Städtegründung, malte Trachtenbilder für die Menschen aus allen deutschen Gauen, die hier im Wartheland zusammenströmen, und durch diesen Schmuck an ihre Heimat erinnert werden.

Der Inhalt eines Wandfrieses im »Deutschen Haus« zu Kalisch ist die aufbauende deutsche Arbeit im Osten ums Jahr 1200. Die gedanklichen Vorstellungen, die den Künstler bewegen, schaffen aus der Vertiefung in das Wesentliche der Vorgänge eine gegliederte, ornamentale und symbolische Form. In freier Weise ranken sich die Gruppen aneinander und reihen sich in eine Zusammengehörigkeit, die durch die Aufeinanderfolge der den oberen Saum bildenden Wappen der Handwerke und Zünfte, die in bestimmtem Rhythmus auch sonst die Komposition begleiten, betont wird. Das Heraldische, die Einfügung der Schrift findet auch sonst bei Helm überzeugende Lösung. Was wir oft bei alter Wandmalerei als zwingend wahrnehmen und beurteilen, daß sie der Wand aufgeschriebene Sprache und nicht Wand- oder Raumdurchbrechung ist, das macht diese Arbeiten des Künstlers so einprägsam und verständlich.

Die Frage, Wandmalerei in ältere Räume einzufügen, ist ein Prüfstein nicht nur für den Geschmack, sondern überhaupt für Auffassung und Haltung geschichtlichen Werten gegenüber.

Daß die Wandmalerei architekturgebunden sein muß, schließt die Frage in sich, in welcher Weise sich diese Wesensbestimmung jeweils verwirklicht. Die einfachen, ungegliederten Wände des Vorfaales in einem Verwaltungsgebäude verlangen eine andere Gestaltung als die Nischen und Wandfelder zwischen den Wölbungslinien eines alten Bauwerkes. Professor Helm hat im Jahre 1938 im Bauern- und Bürgerkeller des Breslauer gotischen Rathauses Sprichwörter und Szenen aus der Geschichte des Bürgertums und der Bauernschaft, im Ratsstübel die Geschichte des Rates und in dem »Die Bucht« genannten Raume des »Schweidnißer Kellers«: - Große Tage der Stadt - dargestellt. Es ging hier nicht um eine gesteigerte Monumentalität oder um das Sichtbarmachen weittragender Probleme. Eher war auf freundliche, auch humorvolle Weise dem

Befucher dieser denkwürdigen Breslauer Gaststätte nicht so sehr der Ablauf von Tattachen, als eine besinnliche Einstellung auf Breslaus Vergangenheit zu vermitteln. So ist ein flächiger Umrißstil gewählt, die Geschichten, die erzählt werden, entwickeln sich übersichtlich nach einem inneren Rhythmus, nach dem Klang, den sie fast legendenhaft in sich tragen, sie werden zu Dekorationen, die sich auch durch die Farbe voneinander abheben, den Beschauer fesseln und ihn durch die gemalten Schriftbänder zu bestimmter Deutung veranlassen. Sie beleben den Raum, treten aber hinter den mächtigen architektonischen Formen zurück, die sie mit ihrer beweglichen Komposition fast wie festgehaltene Marionetten, Kinder einer verbindlichen Muse, begleiten.

In der Eingangshalle des Gauhauses Niederschlesien der NSV. in der Gartenstraße in Breslau erhielt die 1939 entstandene Wandmalerei einen anderen Sinn. In dem durch Türen und Fenster und durch den weiterführenden Treppenaufgang durchbrochenen Raum hatte die Malerei den baulichen Gedanken zu unterstreichen. Auf einer umfangreichen Fläche wurden, indem alle anderen Wände unbemalt blieben, gleichsam Pfeiler und Grundlinien in freiausgewogener Symmetrie geschaffen, die sich wie eine konstruktive Erläuterung dem Eintretenden erlebnismäßig mitteilen. Man fühlt sogleich, daß das vom Künstler zugrunde gelegte Thema: Die gesunde deutsche Familie mit ihrem Mittelpunkt Mutter und Kind den Raum in einer klaren Formulierung grundsätzlich sprechen macht. Gegenüber den Malereien im Schweidnißer Keller bieten diese Figuren monumentalen Charakters Plastizität der Einzelercheinung und eine aus sich selbst verständliche Gruppierung. Der Stil weist also - es handelt sich in beiden Fällen um Malerei auf den trockenen Putz - einen beträchtlichen, aus dem Gedanklichen hervorgehenden Unterschied auf.

Im Jahre vorher sind die Putzmosaiken für die drei Eingangshallen an der Jahrhunderthalle, und zwar für die Eingangshalle des Führers, für die Eingangshallen Friedrich der Große und von Hindenburg gestaltet worden. Das Hoheitsabzeichen, Adlersymbole und Schrift sind die Bestandteile einer der Architektur sich betonend einordnenden ornamentalen Zierweise.

Auf der 8. Schlesienschen Kunstausstellung 1941 war das auf glattem, vergoldetem Schleiflackuntergrunde gemalte Bild »Überfahrt« zu sehen, das den Künstler auch im kleinen Format als Meister sinn-

#### GLASMALEREIEN IM WAISENHAUS Breslau-GOLDSCHMIEDEN





EN MEINE WÜNSCHE DEM GLÜCKE DES ST

MOSAİK IN DER JAHRHUNDERTHALLE BRESLAU

bildlicher Form zeigt. Strom und Ufer und der Kahn, in dem die Menschen den Ablauf der Lebensalter bedeuten, reden ausdrucks- voll in ihrer strengen Anschauungskraft und innere Wärme in sich tragenden Gestaltung. Goldenes Glück des Schauens! In den Scheiben für ein Glasfenster im Waisenhaus Breslau-Goldschmieden (1938) ist der Ton der Märchenerzählung auf das Beste getroffen. Das durch die farbigen Scheiben in das Treppenhaus fallende Licht gibt eine angenehme Raumstimmung.

So ist also auch das kleinere Format von dem Künstler zweck- entsprechend und sicher behandelt worden. Die Darbietung der Szenen in den Glasfenstern ist mit Feingefühl dem jugendlichen Verständnis angepaßt, denn es handelt sich ja in dem Haus, das die Fenster schmücken, um ein Heim für vorschulpflichtige Kinder. Schneewittchen - Der gestiefelte Kater - Dornröschen gewinnen eine poetische Prägung, und es ist ein hübscher Gedanke, auch den schlesischen Rübezahn unter den Märchengestalten erscheinen zu lassen. Das bereits genannte Bild »Überfahrt« hat vergleichsweise den Charakter eines alten Holzschnittes, was keine Stilbezeichnung angeben, sondern lediglich das volkstümlich Ansprechende hervor- heben will. So wirkt auch die Strichelung in dem Wandgemälde im Gauhaus Niederschlesien der NSV. in Breslau, das schon erwähnt wurde, klar modellierend und führt zu einer in der Form markanten und in der Farbe zarten, fangbar wie ein Volkslied anmutenden Gesamtgestalt.

Jede neue Aufgabe erfordert neue Lösungen. Wandmalerei ist eine geistige Leistung, fortschreitende, am Schaffen selber wachsende, sich immer erneut den Problemen darbietende Werkbetätigung. Der Ausgleich von Mannigfaltigkeit und Bestimmtheit, von Fülle und Konzentriertheit, die Statik gleichsam, der die Aufgeschlossenheit, der Enthusiasmus für alle Erscheinungen entgegendrängt, hält den

Schaffenden in Atem. Ihn begleitet die Schau immer vollkommenerer, immer auslagereicherer Bildungen, und es ist ein tiefes Glück, das ihn, diesen Visionen zugewendet, bewegt, die aus schlesischem Boden ihm entgegenwachsen, immer mehr von diesem Lande aufnehmend und geformt ausbreitend.

Augenblicklich beschäftigen den Künstler vor allem zwei große Arbeiten: Die Malereien für die schlesische Groß-Gaststätte der Wiesenbaude, wo es sich um Wandbilder der Menschen aus dem Riesengebirge, um Sgraffitos, um bemalte Holzdecken und um eine auf Holzplatten zu gestaltende Bild-Chronik, deren Text der Dichter Hans Christoph Kaergel geben wird, handelt, und ferner ein Auf- trag vom Präsidenten der Wirtschaftskammer von Niederschlesien, Fißner, zur Darstellung der schlesischen Arbeit in Wandbildern nach ihren Hauptzweigen: Korn, Wein, Eisen, Granit und Marmor, Holz und weitere Themen. Auch Glasfenster werden zu gestalten sein.

Ist Albert Helm, Werk für Werk, zu Leistungen vorangeschritten, die seine geistige Durchdringung der Aufgaben, seine theoretische und praktische Auseinandersetzung mit dem Problem der Architektur- malerei erweisen, so ist es eine Freude und führt in den Nerv heutigen Schaffens hinein, den Gedanken, die er selbst zu seinen Entwürfen äußert, zu folgen. Die Norm der Architektur, in deren Rahmen sich die Wandmalerei einfügt, die raumhafte Gestaltung, dirigiert von der Fläche und doch nicht nur in der Fläche ver- bleibend, Sinnbild gefestigten Lebens in erhöhter Form, erwachsend aus der Liebe zum Dasein und aus der Erkenntnis seiner Ordnungen, steht als Forderung über dem Schaffen des Künstlers. In Einfach- heit und Fülle, schmückend und doch schlicht zum schlesischen Menschen sprechend, sind Professor Albert Helms Arbeiten, organisch wachsend, ein schöner Bestandteil volksnaher Kunst in unserem schlesischen Lande.

Bernhard Stephan

# DER EINSIEDLER

V O N S T E F A N S T U R M

**E**in junger Lehrer aus einem Gebirgsdorf erzählt diese Geschichte: Nach dem ersten Weltkrieg war es, ein paar Jahre nach dem Krieg, da kommt eines Tages ein Mann in unser Dorf hinauf. Er ist nicht mehr jung, er hat graues Haar und geht gebeugt, und er hat scheue Augen, als sei er auf der Flucht. Er spricht nicht und fragt nicht; etwas Trostloses ist in seinem Wesen. In einem der letzten Häufel am Hang mietet er sich eine Stube, eine Ausgedingekammer. Dort wohnt er; er schläft, er sitzt am Tisch und sieht vor sich hin, oder er steht herum, als ob er auf etwas warte, mit Ungeduld vielleicht, aber ohne Freude.

Wir erfahren im Dorf, wie der Mann heißt. Er heißt Lohse. Er ist aus der Stadt heraufgekommen und will hierbleiben. Später erfahren wir auch, auf was er wartet. Er hat ein Stück Land gekauft - etwa zwanzig Morgen Unland sollen es sein - nicht im Dorfe selbst, sondern in dem kleinen Nebental nach Süden. Dort hat er sich zwanzig Morgen Land gekauft, aber eben Unland, mit Felsen und Bauernbusch. Es ist ein Hang den Berg hinauf, aber auch etwas ebenes Land gehört dazu; daraus könnte vielleicht einmal eine Weide werden, wohl auch ein Stück Ackerland. Aber es würde viel Arbeit machen.

Was will der Mann mit dem Land? Er sieht nicht so aus, als hätte er große Pläne im Kopf und den rechten Schwung im Leibe, um hier etwas auszurichten. Nein, er will das Land nicht urbar machen, er ist alt und grau und hat nichts Besonderes damit vor. Nach einiger Zeit wissen wir auch, warum er heraufgekommen ist, und was er mit dem Land will: er läßt sich dort ein Haus bauen. Ein Haus - das klingt ja etwas großspurig für die kleine Holzhütte, die nur aus einem einzigen Raum besteht, und die mitten im Busch aufwächst, so daß sie, wenn das Holz im Laub steht, fast ganz davon verborgen sein wird. Nur ein winziges Haus also, aber für einen alten Mann wird es genügen. Das denkt er wohl auch; er zieht aus dem Ausgedingestübel hinüber, und man hört nicht mehr viel von ihm.

Vom Dorf aus sieht man die Hütte des Einsiedlers nicht; man muß erst ein paar hundert Schritte in das Nebental hineingehen, damit man den Einsiedlerbusch sehen kann. Der Mann ist wohl der Meinung, daß ihn keiner zu sehen braucht. Er hat, was zum Leben gehört - er hat Wasser aus dem Bach, der von den Bergen herunterkommt und durch das Einsiedlertal fließt; er hat ein Dach über dem Kopf und ein Bett, in dem er schlafen kann; aus dem Unland holt er sich Feuerung, soviel er nötig hat; er holt sich aus dem Dorfladen, was er an Lebensmitteln braucht, und kocht sich selbst sein Essen - er hat also alles, und es fehlt ihm nichts, wenn man nicht etwa an die Einsamkeit denkt, die ihn dort umgibt, und die er ertragen muß. Aber vielleicht hat er gerade diese Einsamkeit gesucht, da er doch offensichtlich auf der Flucht war - vor den Menschen oder vor sich selbst - gleichviel, ihn muß nach dieser Einsamkeit verlangt haben, sonst hätte er nicht das Unland im Einsiedlertal gekauft und sich dort eine Hütte gebaut.

Wenn ein Dorf etwas Fremdes in seiner Feldmark entdeckt, so sieht es mit hundert mißtraulichen Augen hin und immer wieder hin, beobachtet es und sucht sich das Fremde vertraut zu machen; denn

es will nichts Fremdes in seiner Feldmark haben. Das Dorf sieht nun, daß der Fremde am Morgen auf seinem Fahrrad wegfährt und am Abend wiederkommt. Er steckt in gewöhnlichem Arbeitszeug; in einem Rucksack nimmt er die Nahrung für den Tag mit, abends kommt er dann zurück und rührt sich aus seiner Einsiedelei nicht heraus. Er kauft nur noch selten im Dorfladen; im allgemeinen bringt er sich das, was er braucht, von da mit, wo er tagsüber ist.

So geht es das Jahr hindurch. Im Winter, wenn viel Schnee ist, sieht man den Mann den verzeichneten Weg zum Dorf hereinstapfen. Er trägt dabei das Rad auf der Schulter, bis er auf den Dorfweg kommt, wo der Schnee weggeräumt ist; dort setzt er sich dann auf das Rad und fährt weiter. Er grüßt, wenn man ihn grüßt; er bleibt aber nie stehen. Wenn man eine Bemerkung über das Wetter oder den vielen Schnee macht, so schweigt er und sieht herüber, als verstände er nicht, was man will.

Irgendwann weiß einer im Dorf zu erzählen, daß dieser Mann in eine Fabrik auf Arbeit geht; er ist Arbeiter wie alle anderen, weiter nichts. Er kommt mit dem Rad gefahren und stellt sich schweigend an seinen Platz und tut seine Griffe an seiner Maschine, und in der Mittagspause sitzt er für sich und sieht vor sich hin, aber nicht so, als ob er tief nachdächte, sondern in einer freudlosen Ungeduld, daß die Arbeit weitergeht, und wenn die anderen sich unterhalten und lachen, so lacht er nicht mit - wenn sie sich wundern und ihn anstoßen und schreien: »He, du!«, so sieht er verständnislos auf; aber weil es ein alter Mann ist, kümmern sie sich nicht weiter um ihn und lassen ihn in Ruhe.

Nun weiß das Dorf also, daß der Fremde ein Fabrikarbeiter ist, und daß man ihn in Ruhe lassen muß; es ist jetzt zurieden, es weiß genug und läßt den Mann in Ruhe.

Der Mann denkt nicht daran, das Unland zu bearbeiten; er fährt den Tag über auf Arbeit, abends kommt er nach Hause und kocht sich sein Essen, und dann schläft er bis zum nächsten Tag, und es ist alles so, als täte er es nur, weil er leben müsse, weil die Zeit mit irgendwelcher Arbeit und mit irgendwelchem Schlaf ausgefüllt sein müsse, damit man das Leben ertragen kann - aber als fehle im Innersten der Wert, um dessentwillen man lebt. Ich muß viel an den Mann denken; mir ist, als trüge ich an dem toten Leben mit, das er tragen muß. Oft in einer freien Stunde treibt es mich in das Einsiedlertal hinaus. Ich gehe an dem Busch vorbei, sehe versteckt und im Schatten der Bäume die hölzerne Hütte, und die ganze dunkle Trostlosigkeit und Einsamkeit des Mannes überfällt mich dabei und ruft mich an. Aber ich gehe dort nur vorbei, wenn ich weiß, daß Lohse nicht zu Hause ist; er soll mich nicht sehen, er soll nicht für Neugierde halten, wozu ein rätselhafter Zwang mich treibt.

Doch ich weiß ja nichts von ihm; ich weiß nicht, wie ich ihm helfen könnte. Vielleicht ist es auch töricht: ich, ein blutjunger Lehrer, einem alten grauen Manne helfen ... Vielleicht ist ihm auch gar nicht zu helfen.

So geht die Zeit hin, es geschieht dies und das im Dorf, aber immer, wenn ich an den Einsiedler denke, ist es mir, als sei keine

Zeit vergangen für ihn und für sein Leben, als stände es still in seiner Trostlosigkeit, unerlöst und immer noch auf der Flucht, die ihn doch keinen Schritt weiterbringt von dem, wovor er flieht.

Bis ich eines Tages von dem Schicksal dieses Mannes erfahre . . . Ich habe Besuch aus der Stadt bekommen; zufällig fällt Lohse Name; der aus der Stadt hebt den Kopf, stutzt, tut ein paar Fragen und nicht dann. Ja, er kennt den Mann, der ins Unland flüchtete. Er erzählt in kargen Worten, daß Lohse einmal ein Geschäft in der Stadt gehabt habe, und daß er eine Frau und drei Söhne gehabt habe. Die drei zogen mit aus, als der Krieg ausbrach, und kamen nicht zurück. Sie kamen nicht zurück, alle drei nicht, und der Schmerz um diesen namenlosen Verlust raffte kurz darauf auch die Mutter hinweg. Lohse verlor alles. Es erging ihm da wie vielen: ihm wurde vom Krieg sein ganzes Leben geraubt. Er konnte es lange Zeit nicht glauben, und es brauchte Zeit, bis ihm alles bewußt wurde, was geschehen war. Er führte das Geschäft weiter, allein, doch von einem sinnlosen Hoffnungs-schimmer erfüllt, als könne noch irgend etwas wiederkommen von dem, was untergegangen war - von jenen letzten Hoffnungsfunken, den sich das Herz noch einmal entzünden muß, bevor es in die tiefste Trostlosigkeit versinken kann.

Allein, die Toten kommen nicht zurück: eines Tags weiß Lohse es genau, daß nichts von allem wiederkommt, und nun ist er am Ende. Es ergeht ihm wie den vielen anderen, denen eine Granate gleichsam das Leben weggerissen hat, und die sie nun leer zurückläßt, erbarmungslos, bis sie sich damit abgefunden haben. Das ist ja das Tödlichste am Krieg: daß er nicht nur Menschenleiber zu Krüppeln schießt, mit Kugeln, die quer durch ihre Seele gingen und die geliebten Dinge daraus raubten und sie leer zurückließen. Dieser Lohse, der sein Leben verlor, der sich in eine Hütte flüchtete und zu einer Arbeit, die nichts mehr mit seinem Leben zu tun hatte, die nur noch den Tag füllen sollte, damit er müde sein könnte zur glücklosen Nacht - er ist auch nur einer von den vielen, die ihr Leben dem Krieg zum Opfer brachten. Aber da weiß ich plötzlich, daß in diese letzte tiefste Trostlosigkeit ein neuer Glaube gepflanzt werden müsse, damit die Übermacht des Tödlichen gebrochen werde. Und was erst nur wie ein dunkler fordernder Ruf in meinem Herzen stand, das wird mir nun zum Auftrag: Lohse, das weiß ich, darf kein Einsiedler bleiben. Es darf nicht sein, daß ein Mann von allem weggeht und von all dem verlassen wird, was uns einen an den andern bindet.

Aus diesem Auftrag wird die glücklichste Tat meines Lebens. Ich hatte zu dieser Tat nichts als mein Herz, meinen Willen und ein Dutzend wilder dörflicher Knaben - eine Handvoll junges Leben also, das wieder vor allem steht wie immer, und von all dem Vergangenen schon nichts mehr weiß. Das ist die Kraft, die mich trägt.

An einem Vorfrühlingstag gehe ich in das Einsiedlertal hinüber - nicht wie sonst, um vorbeizugehen - nein, diesmal gehe ich abends, als ich weiß, daß Lohse daheim ist . . . .

Ich gehe den schmalen Pfad durch das Gebüsch hinauf zu der Hütte und klopfe an, aber es bittet mich niemand hinein; da klopfe ich stärker, endlich öffne ich die Tür. Ich finde Lohse nicht in dem Raum; dieser ist leer, und ich muß mich auf die Suche machen, um den Einsiedler draußen irgendwo zu finden.

Lohse geht über das Unland; ich erkenne seine Gestalt, seine Arme, die am Körper herabhängen, seinen Kopf, das Kinn auf der Brust und den krummen Rücken. Es ist etwas Rastloses an seinem Gang, obwohl er nicht schnell geht; er bleibt ab und zu stehen, die Gestalt steht dunkel und reglos zwischen den noch unbelaubten Zweigen, dann setzt er seine Wanderung wieder fort. Irgend etwas Dunkles, Leeres erfüllt ihn und treibt ihn umher. Er geht den Hang hinauf; oben auf der Höhe stoße ich zu ihm und bitte ihn, ihm einen Plan entbreiten zu dürfen. Er erwidert nichts. Wir bleiben oben zwischen den Birkenstämmen stehen; man steht durch das lichte Gehölz hinab in die Tiefe des Grundes und zu den jenseitigen Hügeln hinüber. Lohse hat seine Augen im Leeren; ich weiß nicht, ob er überhaupt meinen Worten folgt. Ich habe einen Plan und eine Bitte.

Ich will mit einem Dutzend Jungen dieses Unland hier bearbeiten dürfen. Ich will mit ihnen das untere, ebene Stück roden, vielleicht zu Weideland machen; ich will Felsen und Steine zusammentragen lassen und Ordnung auf diesem Flecken schaffen.

Es ginge mir im Grunde um weiter nicht, als diese Jungen die Fruchtbarkeit der Erde, die aus dem Ödland wächst, erleben zu lassen. Es ginge mir darum, sie die Erde lieben zu lassen durch die harte Tat des Dienstes, mit dem man sich ihr am tiefsten verschwifere. Ich wolle diese Knaben fest machen gegenüber jener Verführung von außen, die sie der Erde entfremden will. Es ginge mir um das Dorf; es sei so viel zerstört worden, nun müsse man bei den Jungen, bei denen alles wieder anfangs, beginnen. Ich wolle in ihnen die alte harte Luft wecken, die Luft, der Erde zu dienen und sie sich dienstbar zu machen.

Ich sage vor mich hin: »Diesen Plan habe ich in den wirren Jahren der Nachkriegszeit gefaßt, als alles einzustürzen drohte. Ich habe ihn nicht verwirklichen können; ich hatte nie das Geld, ein Stück Unland zu kaufen für die Jungen.« Ich rede den Einsiedler an: »Ich sehe jetzt zum erstenmal die Möglichkeit, meinen Plan durchzuführen.« Ich bitte ihn, mir das Unland zur Verfügung zu stellen. Ich versichere, daß wir ihn nicht belästigen werden, und daß ich ihm selbstverständlich überlasse, die Fortführung des Werkes zu verbieten, sofern es ihm unannehmlich würde.

Als ich meinen Plan entwickelt habe, sieht Lohse vor sich hin, in das Gestrüpp des Hangbusches hinein. Ich weiß nicht einmal, ob er zugehört hat. Habe ich vielleicht gehofft, etwas in seinem Innern, wenn auch nur ganz leise anzurühren und zum Erklingen zu bringen? Lohse ist unbewegt. Er erwidert nichts auf meine letzten bittenden Worte. Er sieht vor sich hin, als käme es nicht in ihn hinein, was ich gesagt habe.

Ich denke ja daran, daß er seine drei Söhne verloren hat; ich denke daran.

Ich stehe schweigend neben ihm, nach langer Zeit reiche ich ihm die Hand hin und sage: »Also, Sie tun es, nicht wahr?« Er sieht meine Hand nicht, sagt auch jetzt kein Wort - nur ein müdes Nicken sehe ich endlich; er nickt und geht weg.

Ich glaube fest an meinen Plan. In jeder Woche bin ich nun mit meinen Jungen einen Nachmittag auf dem Unland des Einsiedlers. Zuerst machen wir uns daran, das herumliegende dürre Gezweig zu sammeln und in der Nähe des Häuschens aufzuschichten; schon haben wir ein paar geordnete Stöße dastehen. Die Jungen sind mit Eifer dabei. Dann wälzen wir die großen Steine auf die Seite; das ist eine harte Arbeit, und trotz aller Vorsicht geht es nicht ohne zerquettelte Finger ab. Aber die heilen schnell. Wir bauen aus Fels und Stein eine ungefüge Mauer, so wie es auf den Hängen rings vor vielen Jahrhunderten unsere Vorfahren getan haben. Manchmal brauchen wir einen Nachmittag, um zwei oder drei dieser Riesensteine auf Rollhölzern zur Mauer hinüberzuwälzen, und zuletzt sind wir todmüde. Aber die Jungen sind verschworen auf das Werk, das wir begonnen haben.

An einem schönen Abend, als ich noch in das Einsiedlertal hinübergehe, um mir zu überlegen, was nun am nächsten zu tun sei, finde ich Lohse draußen. Er geht an der Mauer entlang, die wir errichtet haben, und besieht sie sich. Ich stelle mich zu ihm; als er sich endlich umwendet und mich ansieht, sage ich:

»Ja, allerhand Steine.« Er schweigt. »Aber die Jungen haben Kraft in den Armen«, sage ich. Er sieht vor sich hin, er nickt; er nickt wiederholt. Plötzlich sagt er: »Sie können auch abends kommen, wenn ich da bin.« - »Ja, gut«, erwidere ich. Ich muß mich halten, um ruhig zu bleiben. Ich weiß in diesem Augenblick ja nur dies eine: daß er das junge Leben um sich spürt und Sehnsucht danach bekommen hat. Wer aber Sehnsucht hat, denke ich glücklich, der ist nicht mehr tot, der ist zu retten. Ja, und nun kommen die Abende, da ich mit dem Dutzend Jungen im Unland werke, solange noch Licht am Himmel ist; die Abende, an denen der Einsiedler bei uns ist. Zuerst war es nur so, daß er in die Tür trat, wenn wir mit Gesang anmarschierten, und auf unseren Gruß nur stumm nickte und wieder hmeinging. Aber später trat er dann wieder heraus und stand vor der Hütte und sah zum Hang hinauf, wo das Dutzend arbeitete, und

# Musik in russischer Nacht

VON DIETER STOLZ

hörte ihren Schreien zu, die sie beim Wälzen eines Felsens ausstießen, und ihrem Stieglachen, wenn sie einen Stein trotz aller Halsstarrigkeit doch bis dahin bekommen hatten, wohin er gehörte. So war es zuerst, und dann geschah es auch, daß der Einsiedler heraufgestiegen kam und sich zu den Jungen stellte und ihnen zufah, und einmal, als sie sich um einen Stein berieten, da fing er gar an zu reden. Er sagte: »So müßt ihr es doch machen, ihr Dreikäsehoch!« Nur diesen Satz. Er sagte ihn brummig, und die Jungen lachten hell darauf; sie machten es so, wie er es ihnen gesagt hatte, und freuten sich, als der Stein sich nun wahrhaftig rührte. Der Einsiedler ging weg, aber mit Augen, in denen plötzlich seltsames Licht stand. Es kam nun auch vor - an einem Abend im Sommer war das -, da schleppte der Einsiedler einen großen Korb zu uns herauf, mit einem Brotlaib und Wurst und einer riesigen Kanne Kaffee.

Wir setzen uns in das zwischen dem lockeren Gehölz üppig sprießende Gras und trinken alle durstig aus dem einen Blechtopf, der rundum geht, der Einsiedler schneidet Schnitten vom Brotlaib und teilt Wurst ab, und die Jungen, müde und selig, liegen kauend im Grünen, mit braunen Gesichtern, zerkrasteten Armen und leuchtenden Augen. Der Einsiedler hockt stumm zwischen ihnen und hat viel zu tun.

Einmal aber - auch an einem solchen Abend, es ist schon im späten Sommer und geht auf den Herbst zu - hat einer von den Jungen einen Plan. Man müßte eine Kuh und ein paar Ziegen anschaffen, sagt er wichtig: »Es ist so viel Gras da, es ist schade um das Gras!«

Ja, das ist ein Plan. Alle Jungen sehen den Einsiedler an. »Ja, wenn ihr meint, da werden wir also etwas anschaffen müssen«, sagt er bei den bettelnden Blicken mit rauher Brummigkeit. Und nun werden wahrhaftig zwei Kälber gekauft; unter Jubel werden sie aus dem Stall des Bauern abgeholt, und, mit Birhengrün geschmückt, in das Neulandtal hinübergebracht. Bald weiden sie geruhig auf dem Hang, der einmal Unland war. »Das ist unser Werk«, sage ich zu den Jungen, »jetzt weiden hier Kälber«. Und ihre Augen glänzen.

Wir haben noch viel zu tun. Rings um das ebene Stück machen wir eine Hürde aus Birkenstämmchen. Nun braucht der Einsiedler die Kälber nicht anzubinden, den Tag über, wenn er auf Arbeit geht. Später roden wir auf dem ebenen Land alles Baum- und Strauchzeug, so daß nun eine glatte Fläche daraus wird. Auf dieser Fläche bauen wir Kartoffeln an. Im Herbst, als wir die Kartoffeln herausgemacht haben, zünden wir ein Feuer an auf dem Acker und legen Kartoffeln in die Glut, bis sie duftend aufbrechen. Übrigens bleibt es nicht bei den Kälbern, es kommen auch Ziegen dazu, wir bauen einen Stall, auch Hühner kommen dazu, im nächsten Frühling; nun ist aus der Hütte im Unland eine richtige Farm geworden.

Manchmal, wenn uns bei der Arbeit ein Regen überrascht, suchen wir Schutz in der Hütte. Lohse findet uns dort, wenn er von der Arbeit kommt, singend, er kocht uns heißen Kaffee und fragt dies und das. Die Stimmen der Jungen überstürzen sich beim Erzählen. Der Raum ist ein wenig klein für uns alle, und es ist wie in einem Bienenhaus; aber das stört Lohse nicht.

Nein, es stört ihn nicht. Was ist geschehen unter dem unschuldigen Herzschlag des jungen Lebens? Es ist eins von den stillen Wundern geschehen. Im Dorf spricht keiner mehr von einem Einsiedler und Einsiedlertal; das gibt es nicht mehr. Es ist nur Lohse, der etwas abseits wohnen muß, aber einer von uns. Jetzt gar, da er einen aus dem Dutzend in die Hütte genommen hat, der immer da sein muß, damit das Vieh einen Wächter hat und der Acker gepflegt und die Wiese gesiecht und Grünfutter gemacht werden kann. Ja, Lohse muß zwar noch immer in die Fabrik fahren, aber nun ist eine andere Ungeduld in ihm, die auf den Abend, wenn er nach Hause fahren wird. Sein Leben ist nicht mehr tot. Es ist Wärme darin, die ist von dem jungen Blut auf ihn übergegangen.

So erging es Lohse, dem Mann, der sein totes Leben in einer Hütte im Unland verbergen mußte, und dem es doch wieder lebendig wurde an der Herzwärme einiger Knaben, und so wie ihm, erging es vielleicht vielen. Denn über allem Tod steht die Gemeinschaft der Menschen

Durch die dunstige Luft unter den rohbehauenen Stämmen des niedrigen Bunkerdaches flackert das gelbe Licht der Kerzen. Hier klebt sie auf einem Helm und hat ihn nach allen Seiten dick betropft, dort steckt ein kümmerlicher Stumpf im Hals einer Wodkaflasche. Aus dem Ofen, dessen Feuerchein sich in den nassen Fensterchen bricht, fliegen ein paar Funken, die hellen Scheite knistern wohligh. Von der Pfanne über dem Herdloch kräuselt sich der duftende Dampf von Röstkartoffeln und mischt sich mit dem frischen Luftzug von der verhangenen Türöffnung, der manchmal glitzernde Flocken aus dem nächtlichen Schneewirbel hereinträgt. In trägen Schwaden zieht der Qualm der Zigaretten um die blakende Ofenröhre und der blaue Dunst der Knösel, die zum besseren Reizen beim Skat schief in die Mundwinkel schweißglänzender Gesichter geschoben sind.

Aus der stillen Ecke drüben klingen leis welche Töne einer Mundharmonika. Der langsame Rhythmus schmeichelt sich in alle Ohren, und jedes Soldatenherz ist schnell aufgeschlossen, wenn Musik mit ein wenig wehmütigen Klängen in die rauhe Stumpfheit dringt. Dann wird es hier und da stiller, der läßt die alte Zeitung sinken, der den Bleistift über dem Brief und streckt sich in das knisternde Stroh und sieht in die helle ruhige Flamme der Kerze. Eine leise Stimme fällt ein und andere, verhaltend, verbergend, ein wenig scheu, und endlich singt gedämpft ein vielstimmiger Chor. Alles Harte und Grobe ist vor dieser merkwürdigen halbdunklen, umschließenden Stimmung, der Wärme und Geborgenheit abgeworfen. Träumend läßt man die Gedanken frei und horcht zwischen den leisen Melodien auf den russischen Wintersturm, der draußen um Geschütze und Bunker heult. Und jeder meidet den anderen anzusehen.

Und dann ist alles wieder verweht, so unmißverständlich, wie die Stimmung gekommen war.

Wieder geht es »achtzehn-zwanzig-zwei-passe«, laut wird über die glänzende Schatstrategie gestritten, und der andere knabbert ohne vom Dreißig-Pfennig-Roman aufzusehen, an seiner Schokolade weiter.

Ich lausche dieser trauten Heimlichkeit nach, deren Mollklänge über die vielen hundert Kilometer eine Brücke nach Westen spannten, die ein flüchtiges Looselöstsein waren vom Heute und vor allem vom Morgen. Wie machtvoll ist Musik, wenn sie ein bereitetes Herz findet. Wie schön ist sie in dieser endlosen kalten Fremdheit der russischen Steppe, zwischen Ruinen und Brand, nach Monaten feindlicher Stille oder der Musik des Krieges. Alle Sinne spannen sich, wenn das Ohr ein paar Töne auffängt, um die Melodie zu formen, sich an ihr sattzutrinken.

Die Nacht dacht hinter der Front.

Im Nordwesten verglühte das verschwenderische breite Bunt des russischen Abendhimmels und wölbte sich in immer tieferem Blau herüber, besetzt mit unzähligen kalten Funkeln, gewaltig und einsam, wie nur russischer Himmel ist. Über dem Wald jagen Leuchtkugeln wie helle Schnuppen hoch, im Norden rötete sich das Dunkel über brennenden Dörfern. Zu Füßen der Höhe schimmerte mattsilbern der See aus dem Dunkel von Feld und Busch, und an seinem gewundenen Ufer zwischen grauen geduckten Häusern, ragte der Turm der alten braunen Holzkirche empor, mit der zerflossenen grünen Kuppel.

Ich ging über die holprige Heide, streifte, nach dem Zelt suchend, durch die Büsche, die diese Steppe zum Labyrinth machten. Da klang aus der Tiefe vom See ein feiner Ton im Wind, ein Akkord

wie von Harfen, ein Vielklang von Geigen, mächtige Rhythmen, verweht, zerfetzt im Rauschen des sommermüden Laubes. Seit Monaten war kein Klang mehr in uns gedrungen als der des Krieges. Und nun kam aus dem Dunkel der Nacht, aus der unergründlichen Weite rauschende Musik, mächtig aufbrausend und verhalten, - fehn, mitreißend und volltönig erklang die Erste ungarische Rhapsodie.

Ich stand und lauchte, suchend vorgebeugt, gepackt, verwirrt von dieser Musik. Und ich war bald nicht mehr allein. Hier und da glommen die roten Pünktchen von Zigaretten. Aber kein Wort brach die Stille, als der letzte mächtige Akkord verhallt war, eine zuerst schmerzliche Leere hinterlassend, dann eine andächtige Stille, eine merkwürdige Sehnsucht.

Niemand rührte sich. Keiner dachte jetzt wohl daran, daß dort unten nur einfache Technik am Werke war, ein Lautsprecherwagen der PK.

Und eine dunkle Stimme klang auf, weiche sehnsüchtige Töne, zart umrankt von tiefen Harfen und hellen Geigen. Ein Lied, das wieder die Brücke hinauf in den unendlichen Sternenhimmel baute und hinüber nach Westen, wo wir die Heimat wußten, die vielleicht zu denselben Sternen emporblickte.

Das kurze Hämmern der Maschinengewehre drüben aus dem Wald brach hackend und mit trockener Selbstverständlichkeit die Stille, zerriß den weichen Schleier der Musik und Gedanken, der das Bild des Krieges und der feindlichen russischen Nacht vor uns verdeckte.

Die Brände glühten unter kalten Sternen.

## Heroischer Winter

**J**hr in der Ebene mögt euch mit zarten Flocken umgeben. Duftiger Hauch mag eure kleine Welt verklären und Dach und Zäune in sentimentale Watte hüllen. Weiße Spitzen hängen vielleicht über allen Zweigen, und durch die feuchte Stille lächelt ein ferner Abglanz des Sonnenlichts. Durch diese Rokokolandschaft wandelt ihr zufriedenen Gemüts - die Gewänder so zierlich gerafft wie eure Gedanken, Sehnsüchte und Ziele. Euer Winter aber - verzehrt das harte Wort! - scheint uns nur Spielerei zu sein: Heute prunkt er auf Mauern und in den Gassen, über den Feldern und im Park. Morgen ist er zerflossen. Ein launisches Trugbild war er nur, ein Zierat ohne Charakter. Uns aber, die wir den Sturm und die Nacht und das Abenteuer lieben, uns behagt er nicht. Wir suchen den Gegner, der uns ebenbürtig ist, den Gegner stark und kühn, nimmermüde und unerfättlich, voll Kampfeslust und Mut; Tag für Tag bereit, das Leben hinzugeben, um es Tag für Tag neu zu erkämpfen. Und weil wir den Sturm und die Nacht und das Abenteuer, die Weite und die Unabänderlichkeit lieben, darum sind wir dort oben daheim.

Der Berg ist uns heilig. Heilig ist uns der Schnee. Sturm und wilde Wolken bauten die weiße Pracht; keine spielerische, keine Freplerhand berührte sie je. Und diese unberührte Natur ist groß und schön, ist unerbittlich und ewig. Jede Kleinlichkeit ist ihr fremd, jede Eitelkeit und Beschränktheit. Sie versteht sich nicht wie der Mensch; sie ist nicht neidisch, nicht ruhmfüchtig und kennt keinen Geiz. Sie ist uralte und ewig jung, zeitlos und raumlos. Sie ist allwissend und allgegenwärtig; weise wie die Weltenseele, unbändig wie das Kind. Wer sie nicht sucht, dem offenbart sie sich nicht. Und Freude schenkt sie nur dem, der sie ihr abtröst. Von beispiellosen Kämpfen durchschüttelt, ist sie uns Kampfgenosse und Vorbild, Freund und Gegner zugleich.

Seht diese gigantischen Höhen, das Schlachtfeld wilder Gewalten! Tagelang krallte sich der Südwest in die Marmorwand, grub Schwaden um Schwaden heraus, und der Nord stieß in die Mulde

strahlte Eisbänder hinab, die die Marmorchwaden umklammern. Nun ächzt unter dem Schuppenpanzer der wunde Berg. Mitleidige Tannen schauen hilflos zu ihm hinauf. Ehe aber nicht Neuschnee kommt oder der Föhn, hellen die Wunden nicht. Wer den Schuppenpanzer bezwingt, dem hämmert das Herz. Sein Atem geht keuchend, und hundertmal glaubt er haltlos zu stürzen. Nicht Sonne und nicht Wind helfen ihm. Die Höhe gewinnt er aus eigener Kraft, und der Lohn der Tat, die Freude, gebührt ihm allein.

Seht jenen Grund, der in den Schoß der Erde hinunterklafft. Helmtückische Springwasser durchgurgeln ihn Diamantenschwarz. Von den Bergwänden treibt der Wind den feinen Staubschnee herab, läßt hier Fluten und Felsen frei, häuft dort zweimannshohe Wände auf und meißelt nimmermüde Höhlung um Höhlung heraus, gibt den Wächten wulstige Form und messerscharfe Ränder. Des Nachts sind wir durch den Grund heraufgezogen. Zu zehn Mann hatten wir nur ein einziges Licht. Der Berg hat gefaucht und gewirbelt, die Ränder haben geklafft und getrogen, diamantene Rachen, nachtdunkle Arme nach uns ausgebreitet. Nein, den Sieg hat der Grund uns nicht geschenkt. Wir haben ihn uns ertrögt.

Seht jenen Grat, der höckrig zwischen Himmel und Hölle hängt. Mit wallenden Schneeschleiern winkt er hinauf in die blaue Luft. Seine Wächten stoßt er ins Tal hinab, würgt den arglosen Wanderer mit kalten Armen und bewahrt ihn gut, bis die Lenzesonne ihn findet.

Seht den gewaltigen Buckel über die Hochfläche ragen. »Das große Schneemeer« haben wir ihn getauft. Die erstarrten Wogen ragen gekrümmt empor, und immer noch meißelt der Sturm tiefere Gruben heraus, unterhöhlt er die Wogenkämme, daß sie brechen, wenn man dran rührt. Bis an den Leib taucht der Wanderer in die Wogenkämme ein und klettert mühsam über Wellenberge und Täler.

Seht den Bergkegel, der - über den Kämmen thronend - sich schimmernd weiß in die Wolken schiebt. Auf engem Gipfelraum drängen sich, eisgepanzert, zwei Menschenhütten zusammen, die Wetterwarte und die Kapelle. Ein paar Lebewesen, trotz der Stürme und der Einsamkeit, dem Himmel näher als der Erde. Nur ein schmaler Zickzackweg verbindet sie mit der Welt zu ihren Füßen, oft genug ungangbar in Eis und Sturm. Zu beiden Seiten lauern die Schlünde.

Wer nie mit Nacht und Sturm gerungen hat, wen Kälte und Verzweiflung niemals durchbebten, den wärmt auch die reine Glut der Sonne nicht. Wer aber Tag für Tag durch Nebel und Sturm gezogen ist, durch Entbehren und Kämpfe, dem offenbart der Berg seine erhabenste Schönheit. Seht, wie Feuer gleißt die Fläche im Morgenlicht. Ist's nicht, als rief ein Gott aus den Flammenstrahlen: »Zieht eure Schuhe aus, denn das Land, das ihr betretet, ist heilig Land!« Ich weiß, ihr wagt das Wunderland nicht zu berühren. Staunend steht ihr am Rande der Milliarden Kristalle, gewachsen unter dem Eishauch der Nacht.

Wie Farnkrautblättchen blüht es über dem Schnee. Keine Menschenhand erschuf sie je. Und stehen alle steil nebeneinander, wie Legionen winziger Heere. Seltsame Schiefergebirge unterbrechen die kristallinen Heercharen. Schicht legte der Sturm auf Schicht und meißelte Täler hinein, daß man die Schichten sieht wie Höhenlinien der plastischen Wanderkarte. Zuweilen auch gleicht der glimmernde Staubschnee dem welligen Meeresboden. Wie die linde Hand der glasklaren Meereswogen an feuchten Buchten über den Sand des Meeresgrundes, wie der Wind über den Dünen sand streicht und ihn wellt, so bauten tändelnde Winde aus dem Flugschnee die zierlichen Wellen. Rascheln gleiten die Körner unaufhörlich dahin. Rosenglut der Sonne liegt auf den Wellen. In die Schatten malte der Himmel kornblumensattes Blau. Euer Leben lang vergeßt ihr dies Wunder der Berge nicht mehr.

Wer aber die Stürme der Riesenberge zwang, der zwingt auch Rußlands Ebenen! Auch ihm wird aus Sturm und Nacht Sonnenglut einer froheren Welt erblühen!

Maria Schweighoffer.

SILBERWASSER UND SILBERKAMM · AUFN.: SCHWEIGHOFFER



BLICK VON DEN SAUSTEINEN  
ZUR SCHNEEGRUBENBAUDE  
AUFNAHME: KARL FRANZ KLOSE







DIE SCHNEEKOPPE · AUFN.: M. SCHWEIGHOFFER

*U*NENDLICHE WEITE  
VOM STURME BEWEGT.  
ICH STEHE UND STAUNE,  
WAS ATMET IN DIR!

UNENDLICHE BLÄUE  
SPANNT DRÜBER IHR ZELT.  
ICH SEHE DIE SONNE! -  
WEM LEUCHTEST DU HIER?

UNENDLICHE BRANDUNG  
WALLT ZU MIR HERAUF.  
ICH STEHE UND FÜRCHTE  
DIE ALLMACHT IN DIR!

UNENDLICHES LAUSCHEN -  
VERGESSEN DER WELT.  
ICH STEHE UND LAUSCHE  
UNENDLICHKEIT, DIR!

THEODOR GOLLNISCH



ÜBER DER EISENKOPPE · AUFN.: M. SCHWEIGHOFFER

*S*öhe und Hang hielt mondelang  
Schnee als strenger Vogt in Banden.  
Nun im März der Südwind sang,  
Braun der Grund ist auferstanden.

Keimts auch rings im welken Laub,  
Eis geborsten und in Scherben,  
Schnee voll Narben, grau von Staub,  
Will noch immer nicht ans Sterben.

Helfer findt, wer sich nicht gibt.  
Nebel von den Höhen wuchten,  
Und in wilden Tänzen stiebt  
Schneegewölk in alle Schluchten.

Ewig Winter überall!  
Von den höchsten Fichtenspitzen  
Bis zum Grund soll Eiskristall  
Hohn der Feindin Sonne blitzen.

Siegestoll der Prahler gleißt.  
Doch die Sonne glüht gelassen,  
Bis die Nebelwand zerreißt:  
Licht bricht durch in breiten Gassen.

Schnee vertropft und steigt als Dampf.  
Fichte schüttelt ihr Gefieder.  
Aus ist Winters Kampf und Krampf.  
Amsel probt die ersten Lieder.

THEODOR GOLLNISCH

# VIELE TALENTE — ABER KEIN GENIE

EIN BEITRAG ZU DEN ANFÄNGEN DER HIRSCHBERGER PRESSE

V O N H A N S J E S S E N

**K**aninchendichter hat Johann Christian Günther die Hirschberger genannt und damit in einem treffenden Wort die Reimfreudigkeit der Bevölkerung, aber auch das Fehlen der letzten dichterischen Kraft in Form und Inhalt ihrer Poeme gekennzeichnet. Viele Talente, aber kein Genie, das ist das Urteil eines Nachfahren Günthers. Und doch haben diese Reimereien einen besonderen Reiz, verraten sie doch den Interessenkreis und das Gefühlleben der Stadtbevölkerung und, da sie andere Dichter unbefangen nachahmen und verwerten, die literarischen Kenntnisse und die Wirkung anderer Dichter auf das Hirschberger Volk.

Mitten in Preußens schwerster Zeit waren die ersten Nummern des Hirschberger Boten erschienen. Die Freiheit war verloren. Die preußischen Truppen standen unter Napoleons Führung in Rußland, das Land war verarmt, Handel und Wandel stockte. Aber die Reimfreudigkeit der Hirschberger war ungebrochen. In jeder Nummer der kleinen Zeitung erschien zumindestens ein Gedicht. Meist waren es Tändeleien über das allbewährte Thema Liebe, noch ganz im Stile der Anakreontik gehalten. Aber auch ernstere Töne mischten sich in diesen heiteren Chor. Die ausschließliche Herrschaft der Gleichmischen Lyrik ist vorbei. Das Vorbild der Hirschberger wird immer mehr Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, der bei der Gründung des Hirschberger Boten Pate gestanden hatte. Diese merkwürdige Mischung bürgerlicher und patriotischer Elemente, die des Dichters Eigenart ausmachen, die persönlichen Bindungen, die sich zwischen Hirschberg und dem fernen Wandsbek bei Altona seit dem Besuche von Claudius in der Gebirgsstadt ergeben hatten, machen diesen Einfluß verständlich. Vor allem war es die immer wiederholte Mahnung des Boten zur Deutschen Einheit, sein unerschütterliches Gottvertrauen, daß nach Marter und nach Tod das Leben auferstehe, was die Hirschberger mit dem Manne verband. Zahlreich waren daher die Nachahmungen der Claudius'schen Lieder, der kleinen bürgerlichen und der patriotischen Lieder, vor allem des ersten deutschen Rheinliedes, das Geibel noch 1836 als das deutsche Nationallied feiert.

All diese Anläufe, von der Not der Zeit zu sprechen, waren schüchtern und oft felsam verbrämt, damit der Zensor keinen Anstoß nahm. War es dann einmal gelungen, in einem langen Gedicht, das über die Liebe handelt, einen Vers über die Liebe zum Vaterland einzuschmuggeln, und hatte der Zensor das Poem trotz aller Bedenken, daß es vielleicht der französischen Regierung mißfallen könne, erlaubt, dann druckte der Bote das verpönte Wort Vaterlandsliebe im Sperrdruck.

Der Flamme dritte dringt groß und rein  
Hinauf zu des Himmels Bogen,  
Sie ruft den Mann in der Krieger Reih'n,  
Sie ist es, die Helden erzogen.  
Aus Herzen von Vaterlandsliebe entflammt,  
Ist Freiheit, die Tochter des Himmels, entstammt.

Nicht die Verse sind hier die Hauptsache, sondern die Tatsache, daß der Bote diese Verse am 22. Oktober 1812 bringen konnte. In Breslau oder gar in Berlin hätten die überängstlichen Zensoren solche Zeilen nie durchgehen lassen. Hier in Hirschberg war man etwas freiheit-

licher gesinnt und verstand es zum Teil meisterhaft, in langen, harmlosen Gedichten patriotische Wendungen zu verstecken. So preist ein Hirschberger Dichter in Claudius'scher Manier die Freuden des warmen Ofens in der unwirtlichen Winterzeit. Mitten in diesem scheinbar so harmlosen Gedicht steht der Satz »Doch deutscher Sinn verläßt mich nicht« als Mahnung an die Zeitgenossen. Besonders beliebt waren Gedichte auf die Hoffnung. Peschel und Carl Richter waren Meister darin, in sehr allgemein gehaltenen Wendungen, auf bessere Zeiten hinzuweisen. Verse wie:

Und mit hoffnungsvollem Sinn  
blickt er auf die Zukunft hin.

sind gewiß nicht schön, aber sie sind Anzeichen des nationalen Erwachens.

Eines aber fehlte diesen Gedichten noch, ein wesentliches Gut, das die patriotischen Dichter des Nordens schon längst gefunden, die volkstümliche Form, der Verzicht auf äußerliche Gelehrsamkeit und falschen Prunk. Die Hirschberger Dichter hatten sich noch nicht frei gemacht von den Regeln Gottscheds. Die Mythologie des klassischen Altertums geistert noch in ihren Gedichten.

Der Tag, auf den alle Patrioten warteten, war der 17. März 1813, an dem Friedrich Wilhelm III. den Aufruf »An mein Volk« unterzeichnete. Das Volk stand auf. »Hinaus, hinaus ins wilde Schlachtgetümmel«, so beginnt ein Gedicht, das Claudius' Rheinlied nachahmt. »So zieht denn hin! Seid männlich stark«, variiert ein anderer Dichter Schubarts vaterländischen Gesang. Noch aber fehlte die Fahne, um die sich alles scharte, die Zunge der Hirschberger Dichter war noch nicht gelöst. Sie suchten patriotische Vorbilder in den Werken der Vergangenheit.

Mitten zwischen diesen mäßigen Versen standen die Verse eines wirklichen Dichters. Es ist Schenkendorfs Gesang auf des Bruders Tod, das mit den Versen beginnt:

Er focht in sieben Schlachten,  
Er war ein deutsches Blut,  
Gefahr hieß ihn verachten  
Sein stiller Kriegesmuth.  
Das Schwerdt an seiner Linken,  
Er nennt es seine Braut,  
Geneigter Blicke Winken,  
Das schien ihm kaum vertraut.

Diese männlich stolze Totenklage fand zunächst keinen Widerhall in der Hirschberger Dichterschule. Die Zeiten des Waffenstillstandes waren nicht dazu angetan, die Bürger umzuschmelzen. Erst die Waffentaten des Herbstfeldzuges, die zündende Parole Ernst Moritz Arndts, Tod dem Tyrannen, die Lieder eines Körner und vor allem das große Völkerringen vor Leipzigs Toren begeisterten die Nation. Ein männlicher, harter Haß entstand. Die Verse, die ihn künden, werden härter und schlichter.

Es soll das deutsche Volk nicht mehr  
In Schmach und Druck erliegen,

rufft der Lieutenant der schlesischen Landwehr J. S. Thiel seinen Soldaten zu.

Man könnte die Beispiele leicht mehren. Der Bote brachte fast in jeder Nummer ein Gedicht im Tone der Zeit. Und damit war etwas Großes geschehen. Allzulang hatten die Hirschberger Dichter in selbstgewählter Abgeschlossenheit sich ferngehalten von dem großen Strom der deutschen Literatur und ein provinzielles Sonderdasein in ihrem lieblichen Tal geführt. Nun riß sie die Größe der Zeit mit fort. Die Nation fand in diesen Tagen des harten Kampfes eine Sprache, einen Glauben.

Es ist ein äußeres, aber höchst charakteristisches Zeichen dafür, daß nun der Bote nicht nur Hirschberger und schlesische Dichter zu Wort kommen läßt. Theodor Körners Gebet während der Schlacht eröffnet den Reigen »fremder« Dichter. Daß der Bote sich für diesen Abdruck eines nichtschlesischen Gedichts noch fast entschuldigt, sei nicht verschwiegen. Die Zeitung hatte erkannt, daß hier eine ihrer vornehmsten Aufgaben lag. Sie wollte die einmal gewonnene Dichtereinheit pflegen und weiterentwickeln.

Es ist hier nicht möglich, im einzelnen zu schildern, wie der Bote diese Aufgabe in den Friedensjahren entwickelte, wie er das Erbe des großen Krieges hegte und ihm – schließlich untreu wurde. Aber eine Tatsache steht fest. Die Zeitung hat mit ihrer von Fachgelehrten, Zeitgenossen und Nachfahren so oft belachten Zeitungsliteratur in jenen Tagen des Kampfes der Nation einen Dienst getan. Sie weckte die Schlafenden, sie stärkte die Kämpfenden, sie erzog die Ungläubigen, sie schuf den Dichtern das Forum für den Aufbruch der Nation.

## SCHLESISIEN UND BRANDENBURG

Fortsetzung und Schluß von Seite 6

bischof in der Errichtung von prächtigen Bauten, aber all der Pracht und der hohen Kunst, die sich entfaltet, fehlt die Verbundenheit mit dem schlesischen Volk.

Dem bleibt die Sehnsucht nach einem Landesvater, der sich im Lande wirklich sehen läßt, dem sie ins Auge blicken können mit ihren Nöten, und der unter ihnen ist. Denn seit den Zeiten, da der Krieg dreißig Jahre über dem Lande hin- und herzogte, ist kein Mitglied des landesherrlichen Herrscherhauses mehr in die alte Stadt Breslau eingezogen. Gustav Freytag hat für die Lage der Schlesier klassische Worte gefunden, wenn er sagt: »Die Lage dieses deutschen Stammes war in der Tat eine sehr traurige. In einer unausgesetzten hundertjährigen Verfolgung und Bedrückung seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges zog sich die Lebenskraft der schlesischen Kolonisten in immer kleinere Kreise zusammen, und zuletzt schien das deutsche Leben des Oderlandes demselben Schicksal verfallen, welches damals, bevor die Deutschen in das Land kamen, das Slawische gebrochen hatte: nämlich dem Schicksal tödlicher Abspannung und einer Zukunft ohne Hoffnung. Die Schlesier wurden nicht durchweg Kopfhänger, sie suchten eifrig jede Gelegenheit, ihre Laune zu erweisen, aber es war eine kümmerliche Lustigkeit bei Essen und Trinken. Da, als die Not sehr hoch gestiegen war, schlugen von der alten Landesgrenze, von Müncheberg her, preussische Trommeln Alarm, und die Trompete der Ziethenschen Husaren schmetterte auf denselben Straßen, auf denen 500 Jahre vorher das erste Lied der deutschen Einwanderer mit den guten Worten erklingen war: »In Gottes Namen fahren wir«. Erst diese letzte Eroberung vollendete die Deutschwerdung des Landes, erst seit dieser Zeit erhielten die Schlesier das Selbstgefühl, eine eigene Landsmannschaft Deutschlands zu sein im unauflöselichen Verbande mit ihren Bruderstämmen.« Diese Worte, die Gustav Freytag vor fast einem Jahrhundert schrieb, haben heute noch ihre große Gültigkeit.

Die unerhörte Fülle einer Titanenarbeit, das schlesische Land in drei Feldzügen zu erobern und in 33 Friedensjahren unablässig um seine Seele und um seinen Wohlstand zu ringen, ist die Großtat eines einzigen, wie sie nur ganz selten sich in der Geschichte wiederholt. Es ist in diesen Blättern »Aus des Großen Königs Arbeit für Schlesien« eingehend geschrieben worden. Deshalb wollen wir bei dieser stärksten Beziehung und festen Bindung Brandenburg-Schlesien nur die Tatsache ins Auge fassen, was es hieß, einen so großen Wirtschaftsraum von seinen früheren Bindungen zu lösen und ihm wirtschaftlich eine andere Richtung zu geben. Die unablässigen Bemühungen des Großen Königs, Schlesien wirtschaftlich selbständig

zu machen, sind bekannt. Mit der wirtschaftlichen Drehung aber geht Hand in Hand die Abtrennung Schlesiens vom süddeutschen Kulturraum. Es darf nicht außer acht gelassen werden, daß Schlesien seinem inneren und äußeren Wesen nach die natürliche Fortsetzung des großen süddeutschen Kulturraumes nach dem Osten zu ist. Durch die Hinzufügung an den brandenburgisch-preussischen Staat und durch den gleichzeitigen Wechsel von Baugesinnung und Baugesinnung entsteht gerade in Schlesien das ausgeprägte doppelte Antlitz einer Landschaft in seinen Bauwerken. Und da ist es wiederum ein Zeichen für die unübertreffliche Elastizität der Schlesier, daß gerade aus den Kreisen der Baumeister aus jenem Lande die Kraft geboren wird, die richtungweisend für den preussischen Stil werden sollte: Karl Gotthard Langhans, der Erbauer des Brandenburger Torres, und sein Schülerkreis. Aber wenn wir auch, um ein anderes, lange nicht so bedeutendes Beispiel zu nennen, den alten schlesischen Chronisten und Zeichner Friedrich Bernhard Werner betrachten, den kaiserlichen Leutnant außer Diensten, der »als ein anderer Robinson« das Abendland durchreist und seine Bauwerke gezeichnet hat, dann steht in diesem heimatgebundenen und vom Fernweh gepeinigten Schlesier wiederum jenes Stehaufmännchen vor uns, das sich mit Humor und Wehmut zugleich der neuen Lage anpaßt. Er schreibt: »Obwohl ich anno 1742 ein königliches Dekret bekam, mit dem Charakter eines königlichen Scenographen, so hat es mir bis her wenig Nutzen gemacht, diess weil es nunmehr leider mehr Ingeneurs gibt als Sauschneider, auch die Schlesienger in allem das Nachsehen haben. Ein Beispiel bin ich.«

Und dann hat dieser alte Zeichner des Barockes, weil es ja nichts mehr in jenem rauchenden Stile zu bauen gab, die bescheidenen neuen Bauwerke in Bethauskirchen abgezeichnet und schreibt davon: »den 10. Oktobris fing ich an noch einmal eine Reise zu wagen und die schlesischen Gebirge zu durchkriechen, um die schlesischen konzedierten Bethäuser zu delinieren, und weil deren eine ziemliche Anzahl, so habe drei Jahre damit zugebracht«.

Wir sehen an einem solchen kleinen Beispiel, mit welcher zwingenden Macht ganz neue Verhältnisse im Schlesienslande obwalteten im Verbande eines größeren Vaterlandes, an das sich viele Schlesier erst allmählich gewöhnen mußten. Und doch haben diese Schlesier das Neue, wenn es ihnen auch manche Unbequemlichkeit und vielleicht hier und da auch manche Härte brachte, mit höchster Bewunderung und zuletzt mit tiefer Dankbarkeit anerkannt. Die einzigartige Landestrüer beim Heimgang Friedrichs des Großen ist ein leuchtendes Beispiel für den Wandel der Gemüter.

Seine Vollendung aber erhält diese Bindung Brandenburg-Schlesien im Jahre 1813, als die jüngste Provinz Preußens der Zufluchtort des Königs wird und zugleich die Landschaft, aus der der braufende Frühlingsturm großdeutscher vaterländischer Begeisterung angefacht wird. Vergessen wir nicht, daß unter den Freiwilligen, die in Breslau zu den Fahnen eilten, der junge Theodor Körner steht, der ein glückliches, zukunftsreiches Leben und eine Braut in Wien verläßt und zu der preussischen Fahne schwört.

Der Weg von Wien über Breslau bis Gadebusch, den Körner ging, er ist ein Opfergang, zugleich aber ein Weg ins große Vaterland.

Er leitet vielleicht den Weg der großen Anziehung und Ausstrahlung ein, den dieses Schlesiensland durch den Lauf des 19. Jahrhunderts ging. Wenn wir unter den vielen Schlesiern dieses Jahrhunderts nur zwei Namen nennen, Adolph Menzel, den Maler des Preussentums, und August Borsig, den Schöpfer des deutschen Lokomotivbaues, so stehen zwei Breslauer vor uns, die den Weg Breslau-Berlin gingen. Es sind ihnen viele gefolgt.

Heute aber ist die Zeit gekommen, da Schlesien vom umbrandeten Bollwerk, das weit hinausragte in den Südosten des Reiches, zum gesicherten Raume geworden ist, der immer wieder trotz der Sicherung seines Vorfeldes die alte große Aufgabe erfüllt, geöffnetes Tor und weit gespannte Brücke zu sein. Mehr denn je kann und muß Schlesien auf seine Umwelt blicken, und wenn wir in diesen Betrachtungen die Richtung und die Bindung Brandenburg-Schlesien näher erörtern, so ist sie heute nur ein Teil des großen Sternes, der seine Strahlen ausfendet nach den verschiedenen Himmelsrichtungen. Schlesien wird in der Zukunft wie in alten Zeiten stark sein in Anziehung und Ausstrahlung nach den verschiedensten Richtungen und damit an Stärke und weitreichender Wirkung wachsen.

# DAS MÄRCHEN VOM DEUTSCHEN HERZEN

V O N H E R M A N N S T E H R

**A**ls der ewige Hausvater, der die Welt so in Ordnung hält, daß nie ein Stäubchen verlorenght und kein Spänchen oder Schnitzelchen ungenützt verkommt, sondern aus allen verbrauchten übrigbleibseln und Abfällen neue, wunderschöne Dinge und Wesen hervorgehen, als der ewige Hausvater die Menschen auf Erden zu schaffen sich anschickte, gedachte er ihnen einen Teil seiner Macht zu übertragen, mit der er das ganze Weltall der tausend und aber tausend tanzenden Sonnen und Planeten zusammenhält, so zwar, daß die Menschen imstande seien, für sich selbst zu sorgen und sich zu erhalten, damit sie gleichsam als kleine Götter in ihrem engen Bezirk walten könnten. Aber die Schnur, an der sie dergestalt an seiner Hand sich tummeln sollten, mußte, damit sie sich von den Tieren unterschieden, ein wenig länger sein, und so beschloß er, den Verstand nicht allein, wie bei den Tieren, in den ganzen Körper zu verteilen, sondern ihn als beherrschende Kraft in ihrem Oberstübchen, dem Kopf, noch besonders zusammenzufassen, damit die Menschen nicht allein von ihren Gliedern beherrscht würden wie die anderen Kreaturen. Dorthinein verlegte er die Entscheidung über ihren Daseinstrieb und stattete jedes Hirn mit allen den Einsichten und Mitteln zu dem Beruf aus, für den er den Menschen schuf. Dem Schmiede gab er die Gewalt über die Härte, die Bildnerkraft zu einfachen Geräten und die Fähigkeit, das Feuer wie ein gehorfames Hündchen zu bändigen. Den Schneider begabte er mit dem Sinn für die Ausschmückung der menschlichen Gestalt; dem Bauer verlieh er die Gabe der Bearbeitung und nutzbringenden Beherrschung des Bodens. In des Geistlichen Kopf legte er den Weihwedel, die Kraft des streitenden Wortes und der Entscheidung über Gut und Böse. So verfuhr er jeden Menschen mit all den Fähigkeiten, die notwendig waren zum Betrieb des Berufes, für den er bestimmt wurde. Als Gott der Herr mit der Erzeugung all der verschiedenen Menschen fertig war und die Menschen dalagen, die Augen noch geschlossen, der Mund stumm, das Ohr gehörlos, die Brust ohne Atem, die Arme ohne Bewegung, wohl geschaffen, doch ohne Leben, in Regungslosigkeit und Kühle gleich dem Wasser, das auf seinen Sturz, und dem Pfeil, der auf seinen Flug wartet, sah er, daß es gut war, was er gemacht hatte, und freute sich über seine Weisheit; denn jeder dieser Menschen trug in jedem Zug seines Gesichtes, in jeder Muskel und Fiber seines Körpers vom Haarwirbel bis zur Zehle das Wesen seines Herzwertes, seines Gewerbes und seiner Kunst, der Bettelmann wie der König, der Soldat wie der Musikant.

Dann ging er ein Stück abwärts und setzte sich unter einen Holderstrauch, um da ein Weilchen auszuruhen. Verstohlen kam der Abend heran, und bald auch funkelten die Sterne der Nacht am Himmel,

und der Herrgott verlor sich träumend in den unendlichen Lichtertanz der Gestirne, wog ihre Bahnen und fügte ihre Geleise.

So ging die Nacht vorüber. Die Tore des Morgens erglühten. Donnernd rollte die Sonne heran und flammte den neuen Tag über die Erde. Da erhob sich der ewige Hausvater und ging zu den Menschen, die wie Schlafende dalagen. »Wohl, wohl«, sagte er, über sie hinblickend, »aus der Nacht steigt ihr herauf, in die Nacht versinkt ihr wieder.« Darauf schwebte er in die Lüfte, blies den Sturm des Lebens über sie hin und verschwand aus dem Gesichtskreis der Erde.

Kaum daß die Menschen von den Wogen des Lebens überspült und durchdrungen waren, erhoben sie sich, standen eine Weile, sahen erstaunt und verwirrt an sich herunter, blickten einander ins Gesicht und ließen ihre Augen verwundert über die Erde und den Himmel gehen.

Dann aber zerstreuten sie sich über die Erde, jeder zu seiner Tätigkeit, deren Drang in ihnen zu wirken begann, und während ein jeder hinging an seinen Platz, voll Unruhe, aber einsam, erfüllt von dem Sporn seines Werkwillens, aber ohne Begleiter, ertönte das schalkhafte Lachen des Ewigen aus der Unendlichkeit des Raumes, und da ein jeder innehielt und in die Höhe schaute, von woher das selige Lachen ertönt war, wirbelten geflügelte schöne Wesen vom Himmel, deren Leiber in der Sonne glänzten. Als sie bis in die Nähe der Erde geflogen waren, verloren sich die Schwingen an ihrem Leibe, und neben jedem Einsamen, der ausging nach seinem Werk, stand eine Genossin, ihm gleich an Wuchs und dennoch ganz verschieden, lächelte ihn glücklich an und sank ihm liebend an die Brust.

Bald rauchte der vom Pflug aufgebrochene Boden der Erde, die Hämmer der Schmiede ertönten. Die Bäume krachten unter der Art der Holzfäller zusammen, Zimmerer und Maurer ließen Häuser wachsen, der Schneider zauberte mit Nadel, Faden und Schere, es lagte, kochte, dröhnte und bohrte über die ganze Erde. Die Häuser liefen zu Dörfern zusammen, die Dörfer zu Städten. Es war ein Getriebe wie von Wasserwellen und ein Gewimmel wie von Ameisen überall. Aber da jeder in seinem Werk von Anfang gefangen saß und über seinen Beruf und Stand nicht hinauskonnte, war ihm der andere ein Fremder und jeder Werkzeuggehörige sein Feind. Die Menschen wurden reich, aber waren friedlos. Wenn sie ein Haus erworben hatten, verließen sie es nach einer Zeit und wanderten in eine andere Gegend der Erde, die dem Betriebe ihres Gewerbes günstiger war. Städte verödeten und wurden zu Ruinen.

Dörfer sanken in den Boden, und die Menschen wurden wie Schwärme von Heuschrecken über die Erde getrieben; denn die Könige kannten nur ihr eigenes Wohlleben und kümmerten sich um die Völker bloß als Nutztiere. Die Geistlichen wüteten mit dem Eifer ihres fanatischen Wahnes unter den Menschen. Die Soldaten maßen den Wert der Welt nach der Blutarbeit ihres Schwertes. Die Richter dienten der Gewalt der Mächtigen, weil der Buchstabe des Rechtes sich von der Gerechtigkeit gelöst hatte.

So rieben sich die Menschen gegenseitig auf nach dem Diktat des Verstandes, der Schärfe ohne Mitleid, Klarheit ohne Tiefe, Licht ohne Weite besitzt, auf Eigennutz und Eitelkeit reitet und seine Rechthaberei mit der allgemeinen Verwirrung mästet.

Und endlich waren von den Millionen und Millionen, zu denen die Menschen auf Erden angewachsen waren, nur noch wenige geblieben, ein kleines Häuflein, nicht größer als jenes, das einst der ewige Hausvater zur Eroberung und Herrschaft über die Erde geschaffen und ausgefandt hatte.

Im Laufe der Jahrtausende waren sie von der Sonne, den Bergen, der Luft, den Strömen, Schluchten und Weiten der Ebenen und Meere so verschieden an Aussehen geformt worden, daß sie sich gar nicht mehr ähnlich sahen und wie Wesen wirkten, die jedes einen anderen Schöpfer gehabt hatten. Der Instinkt führte sie in ihrer Ratlosigkeit und Lebensangst an dieselbe Stelle, von der einst ihre Urväter aus dem Schlaf der Ungewordenheit zur Wanderung über die Erde durch den Atem des göttlichen Hausvaters aufgebrochen waren.

Nicht weit von dem Holderstrauch des ewigen Ruhetraumes sanken sie entkräftet zu Boden und fielen alsbald in einen Schlaf, der sie mit jedem Atemzuge mehr in den Tod hinaus als in das Leben zurückhob.

Da sank der Ewige aus dem Raumlosen zu ihnen herab und betrachtete sie lange voll Erbarmen.

»Ich weiß wohl«, sagte er nach tiefem Sinnen zu sich selber, »daß alle meine Geschöpfe an dem tiefen Zwiespalt des göttlichen Ursprungs und ihrer Lebensgestalt zu leiden haben, aber diese Not des letzten Menschenhäufleins, das in der Angst des Unterganges von der letzten Hoffnung an den Ort des ersten Ausganges zurückgefunden hat, erschüttert mich doch.«

Und er berührte, wie der Arzt einen Kranken betastet, leise mit der Hand eines jeden Stirn. Doch kaum daß seine Finger die Haut streiften, stieß jeder der Todschläfer einen solchen Laut unerträglichen Schmerzes aus, als sitze dort im Kopf seine unheilbare Wunde. Dann streckte sich jeder ausgemergelte Leib noch straffer in die Totenstarre, und die Weiber der Grabesfüchtigen, die an ihrem Kopfende zusammengesunken kauerten, sanken nach hinten über und kämpften mit schwachem Stöhnen um den letzten Atem.

»Da muß ich euch nun schon, weil mich mein Werk und eure Not dauert«, sagte der ewige Welthaushalter abermals zu sich, »mit meiner Güte aufs neue beistehen, obwohl ich weiß, daß meine Hilfe euch in einen Schmerz verstrickt, der zwar seliger, aber tiefer ist als die Not, die euch bis zum nahen Tod zerfressen hat. Ich will das Ewige in euch stärker machen, damit ihr zu der irdischen Wehrhaftigkeit des Verstandes ein Gegengewicht in euch findet. Ihr werdet schwächer, aber süßer, weiter, aber mehrloser auf Erden, mit allem vertraut, allem untertan, durch Hingabe siegen und durch

Opfer reich werden. Aber wenn ihr mit dem Verstande scheitert, wird dieser verstärkte Himmel euch wieder erretten, auf den rechten Weg führen und euch erlösen.«

Damit griff seine Hand in die Höhe und pflückte aus der Glut der Himmel ein leuchtendes Flämmchen, das er jedem der erstarrten Schläfer an die linke Brustseite legte, dorthin, wo das Herz schlägt. Und dieser tiefste Mund des Daseins und der Ewigkeit schlürfte die Flamme inbrünstig ein, wie die Lippen eines Verdürstenden das Wasser saugen. Den Herzen der Frauen schenkte er eine stärkere Flamme aus der Glut der Himmel. Es lagen braune und gelbe Menschen nebeneinander, solche mit oltfarbener und schwarzer Haut. Menschen mit kraulen und straffen Haaren, mit plattgedrückten, messerscharfen und gekrümmten Nasen, mit schmalen und gewulsteten Lippen, und jeder von ihnen, wenn sein Herz die stärkere himmlische Flamme in sich zog, schloß sein Auge noch fester, die Brust atmete tiefer auf, und der ganze Körper dehnte sich in wollustvoller, beglückter Erfüllung wie der Leib der Frau in der Empfängnis.

Der letzte aber der langen Reihe war ein langer, hagerer Mann mit einem Schopf weißblonder Haare, einem zerarbeiteten Gesicht und einem Mund voller Güte und Ernst.

Als der Ewige die Himmelsflammen seinem Herzen näherte, sank er nicht tiefer in die Bewusstlosigkeit des Schlafes der Erschöpfung, sondern öffnete seine Augen weit und sah erwartungsvoll mit seinen blauen Sternen dem Ewigen ins Angesicht, und sein Körper straffte sich wie tatbereit beim Empfange der stärkeren Entflammtheit seines Herzens. Da lächelte der ewige Herr beim Anblick dieser bewußten Bereitschaft in Beglücktheit und doch auch in Trauer. »Du lieber deutscher Mann«, sagte er in die erwartungsvollen Blauaugen hinein, »so will ich dir die doppelte Herzensflamme geben, damit du vom Himmel her allen dienst und dadurch, dich überwindend, alle überwindest.«

Der doppelt Gefegnete erhob sich felerlich, neigte sein Haupt dreimal demütig bis zur Erde vor dem Ewigen, und darauf verließ er den Ort seiner Daseinserhöhung und begann wieder seinen Gang über die Erde, um auf ihr sein Werk zu bauen, dessen doppelte Kraft der Herr in sein Herz gelegt hatte. Der ewige Hausvater aber stand und folgte mit seinen schleierlosen Augen dem Davongehenden.

Die Sekunde eines Pflanzenlebens dauert vierundzwanzig Menschenstunden; der Tag eines Gebirges währt hunderttausend Menschenjahre; atmen die Sonnen einmal ein und aus, so vergehen darüber Millionen von Menschengeschlechtern.

Vor dem Herrn aber ist auch ihr Tanz nicht mehr als ein Müchenspiel.

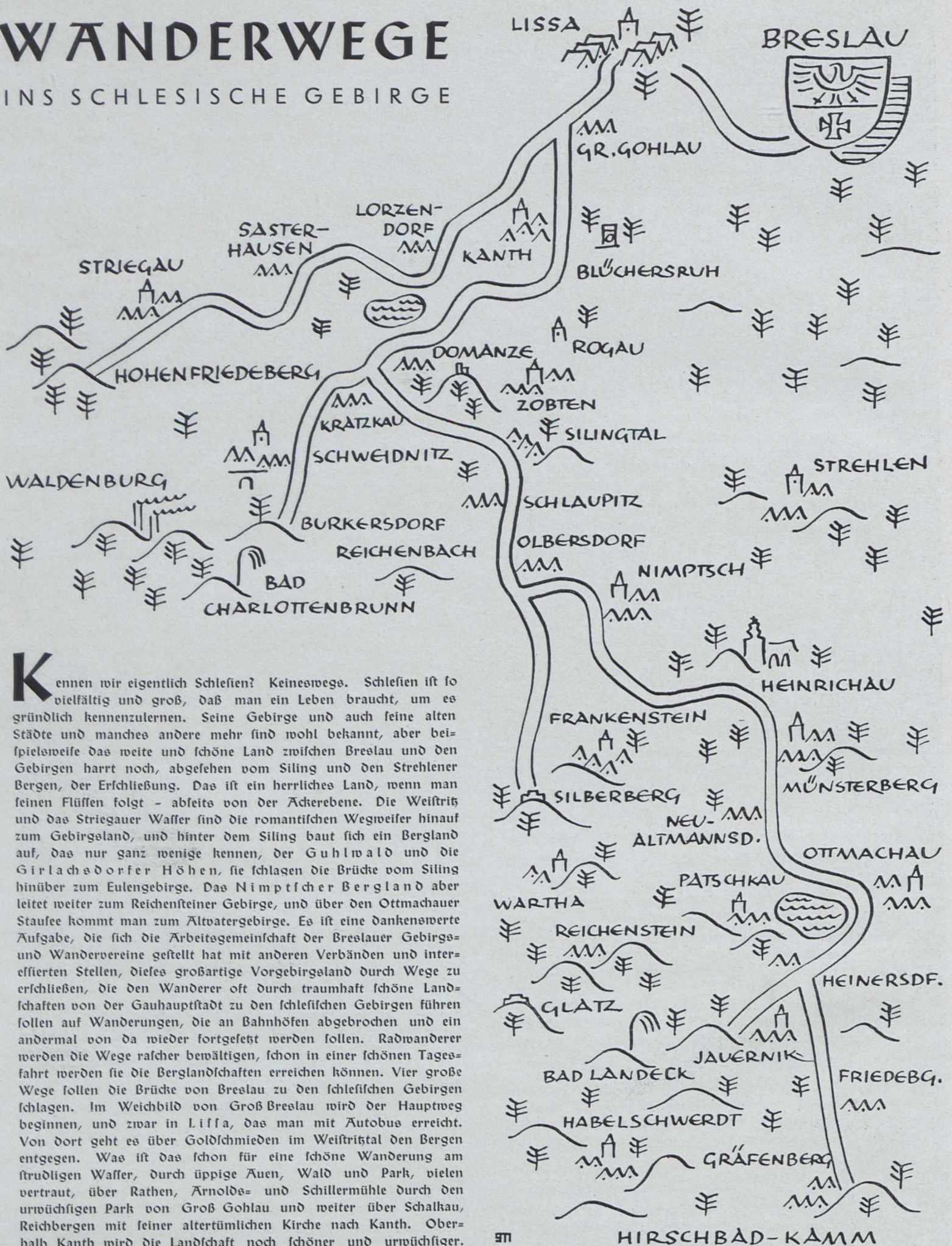
Also während der ewige Hausvater dem Gange des deutschen Mannes über die Erde mit den Augen folgte, sah er die Reihe der Jahrhunderte hinab, durch die sein zu schmerzlichem Glück gefegneter blonder Liebling schritt, und er bemerkte, wie in seinem Schatten Reiche wuchsen und vergingen, wie er angefallen, zu Boden geschlagen, blutig über die Erde geschleift und entrechtet wurde, wie ihn aber sein doppelt göttliches Herz und sein untötbarer Geist immer wieder in seiner ewigen Würde neu schufen, wie sein Gefang durch die ganze Welt drang, und wie aus seiner Brust die Sterne des Himmels kreisten und der Sinn der Erde strömte. Da nickte der ewige Hausvater für sich hin und erkannte, daß gut war, was er ihm getan hatte, ging wieder ein Stückchen abseits, setzte sich unter den Holderstrauch und ließ das Weltall um sich spielen.

SCHLOSSBRÜCKE IN KRIEBLOWITZ BEI KANTH · AUFNAHME: K. F. KLOSE



# WANDERWEGE

INS SCHLESISCHE GEBIRGE



**K**ennen wir eigentlich Schlefien? Keineswegs. Schlefien ist fo vielfältig und groß, daß man ein Leben braucht, um es gründlich kennenzulernen. Seine Gebirge und auch seine alten Städte und manches andere mehr sind wohl bekannt, aber beispielsweise das weite und schöne Land zwischen Breslau und den Gebirgen harrt noch, abgesehen vom Siling und den Strehleher Bergen, der Erschließung. Das ist ein herrliches Land, wenn man feinen Flüssen folgt - abseits von der Äkerebene. Die Weistrits und das Striegauer Wasser sind die romantischen Wegweiser hinauf zum Gebirgsland, und hinter dem Siling baut sich ein Bergland auf, das nur ganz wenige kennen, der Guhlwald und die Girlachsdorfer Höhen, sie schlagen die Brücke vom Siling hinüber zum Eulengebirge. Das Nimptscher Bergland aber leitet weiter zum Reichensteiner Gebirge, und über den Ottmachauer Stauee kommt man zum Altvatergebirge. Es ist eine dankenswerte Aufgabe, die sich die Arbeitgemeinschaft der Breslauer Gebirgs- und Wandervereine gestellt hat mit anderen Verbänden und interessierten Stellen, dieses großartige Vorgebirgsland durch Wege zu erschließen, die den Wanderer oft durch traumhaft schöne Landschaften von der Gauhauptstadt zu den schlesischen Gebirgen führen sollen auf Wanderungen, die an Bahnhöfen abgebrochen und ein andermal von da wieder fortgesetzt werden sollen. Radwanderer werden die Wege rascher bewältigen, schon in einer schönen Tagesfahrt werden sie die Berglandschaften erreichen können. Vier große Wege sollen die Brücke von Breslau zu den schlesischen Gebirgen schlagen. Im Weichbild von Groß Breslau wird der Hauptweg beginnen, und zwar in Lissa, das man mit Autobus erreicht. Von dort geht es über Goldschmieden im Weistritsthal den Bergen entgegen. Was ist das schon für eine schöne Wanderung am strudligen Wasser, durch üppige Auen, Wald und Park, vielen vertraut, über Rathen, Arnolds- und Schillermühle durch den urwüchsigcn Park von Groß Gohlau und weiter über Schalkau, Reichbergen mit seiner altertümlichen Kirche nach Kanth. Oberhalb Kanth wird die Landschaft noch schöner und urwüchsigcr.



Wieder geht es an der Weistritz entlang auf schmalen Fußpfaden, durch Wiesen und Busch, ganz nahe bei Blüchersruh vorbei, dessen historischen Denkwürdigkeiten man bei dieser Gelegenheit einen Besuch abstatten kann, und weiter über Kammelwitz und Fürstenu nach Mettkau. Fürstenu ist der bezeichnende Name für diese Landschaft. Wandert man dort im Mai, so geht es durch ein unübersehbares Meer blühender Blumen, Vergißmeinnichts, Glockenblumen, Margeriten, Butterblumen und vieles andere mehr. Köstlich ist dieser Wanderweg, und schon blaut das Haupt des Götterberges, des Siling, in diese Landschaft hinein. In Mettkau wird man diese zweite Wanderung beschließen, um ihn hier ein andermal an der Weistritz fortzusetzen. Da kommen wir wieder am Wasser in tiefgründige Wälder, hier wird sich nach dem Kriege der Staufee von Berghof hinziehen, fünf Kilometer lang und drei Kilometer breit, schon eingefast von Höhen, auf denen sich Dörfer mit hochragenden Kirchen und Schlössern, so das alte Renaissance-Schloß von Bergen, erheben. Weithin wird der Wasser Spiegel des riesigen Staufees erglänzen, der durch diese Wanderwege mit erschlossen werden wird. Hier werden sich großartige Gelegenheiten für Wassersport aller Art: Schwimmen, Rudern, Segeln ergeben. Ein herrliches Ziel für den Wanderer. Aber der Wanderweg lockt weiter zum Gebirge hin.

Der nächste Höhepunkt ist Domanze mit seinem Schloß, hochragend auf Felsen, im Sommer umloht von blühendem Flieder. Durch seinen wundervollen Park geht es weiter hinüber nach Schönfeld, und nun wird die Wanderung immer schöner, aber auch einsamer. Enger wird das Tal der Weistritz. Höhen treten an die Aue heran, aber immer noch wandern wir im Grunde, durch Wiesen und Waldpartien hinüber nach Kratzkau, Gohlitsch und Schmellwitz. Hier wieder ein Park, fast wie ein Irrgarten angelegt, und dann folgt Penkendorf mit seiner alten Wasserburg, noch richtig ein Bild aus längst vergangener Zeit. Drüben vom

Lande her schaut die Klosterkirche von Würben herüber, und dicht daneben erhebt sich die Würbenchanze, der Schlüsselpunkt des berühmten Lagers Friedrichs des Großen von Bunzelwitz. Dort hinüber führt unfer weiterer Weg. Zuletzt geht es durch eine Felsengasse hinauf zur Höhe der Schanze, auf der noch die grubenartigen Vertiefungen zu sehen sind, in denen vor 180 Jahren die Wachtfeuer der preussischen Armeen brannten. Großartig ist der Rundblick von der Schanze auf das nahe Gebirge. Über Teichenau geht die Wanderung weiter wieder zur Weistritz nach Rothkirchsdorf und von da nach der alten Herzogstadt Schweidnitz. Von Schweidnitz wird der Wanderweg im Tal der Weistritz, abseits von der Chaussee, nach Burkersdorf führen, wo am 21. Juli 1762 Friedrich der Große die denkwürdige Schlacht gegen Daun führte, die von Österreichern besetzte Stadt Schweidnitz im Rücken. Hier erhält der Wanderweg Anschluß ins Waldenburger- und Eulengebirge über Ober Weistritz im schönen Schlesiertal.

Der zweite Wanderweg zweigt bei Groß Gohlau längs des Striegauer Wassers ab. Auch diese Wanderung ist so gut wie unbekannt. Durch Eichenwald und Auen, vorüber an alten Schlössern, geht es hier über Rommenau, Eichdamm zum Bahnhof Kanth. Wir überqueren nur die Chaussee und sind schon wieder in einer wunderbaren Landschaft. Im Frühling leuchtet es hier auf weithin von schlohweißen Kirschblüten. Sie führen uns hinüber nach Groß Peterwitz zu Park und Schloß und sehenswerter Kirche und zu der Bismarcksäule, die wohl die älteste ihrer Art ist, ein mächtig hoher, dreieckiger Obelisk. Dann tauchen wir vollends in den Wald und wandern durch das Gänse Dorf Strufe, den Urtyp eines Auendorfes, hinüber nach Lorzdorf. Auch hier empfängt uns ein großartiger Park, durch den unsere Wanderung auf stimmungsvollem Wege weiter geht zum Striegauer Wasser und an ihm entlang, schon wieder zwischen ansehnlichen Höhen auf Viehau, Neuhof und Pittschen zu. Seitwärts nach dem Gebirge zu erhebt sich der Pittchen-

KROTZEL AM SILING . AUFNAHME: K. F. KLOSE





KLOSTER HEINRICHAU · AUFNAHME: K. F. KLOSE

berg mit ausichtsreichen Wegen. Im Tal des Striegauer Wassers kommen wir nach Sastershäufen, dessen Park geradezu eine Berühmtheit ist, und nun geht es über den Poltersteg durch einen wahren Naturgarten zum anderen Ufer, hier ist man ganz entrückt vom Alltag. Wälder auf Wäldern, Wiesen an Wiesen, das ist der Charakter dieser Landschaft, die so gut wie unbekannt ist. Und schon erhebt sich auch hier wieder ein Hügel, der Raabenberg, und eröffnet eine großartige Aussicht auf das Gebirge vom Jauerfchen Bergland bis zum Eulengebirge. Das Striegauer Wasser ist noch weiter unser Führer. Immer in der Auenlandschaft und durch manche Waldpartien geht es über Puschkau, Grünau, Muhrau hinüber nach Striegau, der alten schlesischen Stadt mit Laubenhäusern und dem hochragenden Giebel der Pfarrkirche, und dort schließt sich gleich wieder eine Erinnerung an die große preußische Geschichte an. Wir wandern über das Schlachtfeld von Hohenfriedeberg, auf dem Friedrich der Große am 4. Juni 1745 Karl von Lothringen schlug und sich sein Reitergeneral Graf von Geßler unsterbliche Verdienste holte. Hier wird dieser zweite Weg ins Gebirge führen.

Der dritte Wanderweg zweigt von dem ersten bei Kratzkau ab. Da ist man schon nahe dem Silinggebiet. Mächtig hoch und steil erhebt sich der alte Hüter des schlesischen Landes inmitten seiner Trabanten. In etwa halbstündiger ausichtsreicher Wanderung ist man schon im Bergland in Stephanshain. Und nun geht es über die waldigen Höhen östlich des Dorfes unmittelbar auf Krotzel zu, das wegen seiner Kirschblüte im Mai viel aufgesucht wird. Auf einem der Randwege des Silingberges wandern wir hinauf zum Paß von Tampadel und dann um den Geiersberg herum zum Küchenberge, über dessen Paß wir den Bergriegel überschreiten, um nach Schlaupitz zu kommen, wo uns wieder eine alte Wasserburg empfängt. Da sind wir aber auch schon im Guhlwald, der sich mächtig breit aufbaut bis hinüber nach Nimptsch. Hier ist ein heimliches, einsames Wandern über Stoschendorf und Olbersdorf oder über Eichberg und hinauf zu den Felsklippen des Breitensteins und des Schreckensteins. Bergauf, bergab geht es, zuletzt über die Girtlachsdorfer Höhen und dann zum Fischerberg, wo am 16. August 1762 der Herzog von Bayern die letzte Schlacht im Siebenjährigen Krieg gegen eine große Übermacht der Österreicher gewann.

Über Gnadenfrei, die alte Herrnhuter Kolonie, wird hier der Anschluß in das Eulengebirge gefunden, und zwar über die schön gelegene Teichmühle, die Wenzelkoppe, den Raschgrund nach Silberberg. Der vierte Weg zweigt bei Olbersdorf vom dritten Wege ab. Er führt quer durch den Guhwald hinüber nach Guhlau, zu der gewaltigen alten Burg, die mit ihren dicken Mauern, ihrem dunklen Wassergraben und ihrem prächtigen Renaissance-Tore wohl erhalten ist, und da kommen wir in ein ganz heimliches Land, in dem so manche Sage klingt, so von einem goldenen Ring, der einstmals hier verlorenging und der dann tatsächlich beim Pflügen gefunden wurde in Gestalt eines vorzeitlichen Armrings mit Schlangenköpfen, jetzt zu sehen im Altertummuseum in Breslau. Nimptsch, die uralte deutsche Bergstadt, nimmt uns auf und geleitet uns hinauf zu den Pangelbergen und nach Bad Dirsdorf und seinen starken Schwefelquellen. Dann geht es hinüber durch einen zauberhaft schönen Buchenwald, »Der Buch« genannt, und durch diesen Wald nach Heinrichau, wo uns die Kunstschätze der Klosterkirche erbauen. Nun ist Münsterberg nicht mehr weit, die alte schlesische Herzogsstadt mit ihrem hochragenden Münster, dem Patzkauer Tor und seinem altertümlichen Ringbilde. Von hier geht wieder eine heimliche Wanderung über die Höhen von Altmanns Dorf und Glambach. Mancher Autofahrer kennt sie und die wundervollen Blicke, die sich von diesen Höhen auf den Stauffee von Ottmachau ergeben. Im Hintergrunde die Glatzer Berge und das Altvatergebirge wie eine Vision aufsteigend. Vom Stauffee Ottmachau und der alten Burg, an der die Macht der Hussiten sich brach, geht es hinüber nach Jauernig zu dem hochragenden Schlosse und dem romantischen Krebsgrund ins Reichensteiner Gebirge. Nach der anderen Seite aber strahlt dieser Weg aus in einen Wanderweg, der über das entzückende Städtchen Friedeberg mit seiner hochgelegenen Kirche unmittelbar ins Altvatergebirge zum fast 1000 Meter hohen Hirschbadkamm führt.

Das sind die vier Wanderwege, die die große Brücke schlagen sollen von der alten Hauptstadt des Schlesiens zu den Gebirgen und die nicht nur überaus schöne Landschaft, Wälder, Auen, Wasser, Berge, sondern auch Kultur und Geschichte unseres Heimatlandes erschließen werden.

HOTEL  
*Vier  
 Jahreszeiten*

BRESLAU  
 GARTENSTRASSE 66-70

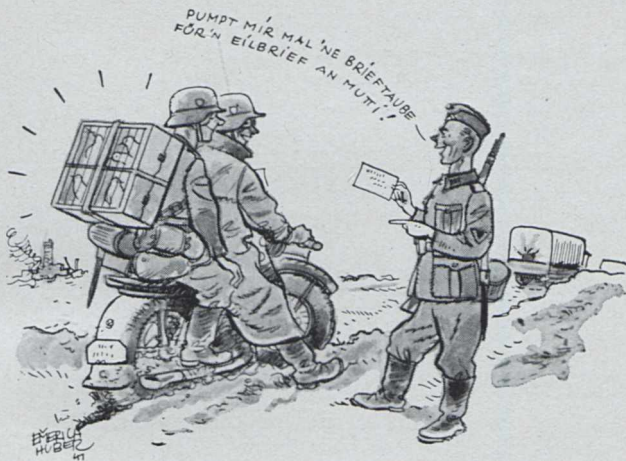


**WOLSKUNIA  
 Abteilung**

BAUERNMÖBEL · KERAMIK  
 HOLZSCHNITZEREIEN · GLAS  
 WEBEREIEN · SCHMUCK

**AWAG**

Breslau, am Tauentzienplatz



Der Kanonier, der Untroffzier,  
 Gefreite, Leutnants, Spieße,  
 Die brauchen viel M.-K.-Papier  
 für ihre Feldpostgrüße.  
 Steht noch ein Kuf drauf, rat ich dir,  
 Nimm ihn gut in Gewahrsam;  
 Du selbst sei mit M.-K.-Papier  
 In diesen Zeiten sparsam.



*Schreibt mir, schreibt ihr, schreibt auf M.-K.-Papier!*

DIE „GELBE“ 0,75 RM  
 DER „GELBE“ BLOCK 50 BLATT 0,60 RM  
 DIE „GELBE“ BLOCKPACKUNG 0,90 RM  
 IN ELFENBEIN · LINNEN · GEHAMMERT

BRESLAU-KRAKAU BRESLAU-KRAKAU BRESLAU-KRAKAU  
 BRESLAU-KRAKAU BRESLAU-KRAKAU BRESLAU-KRAKAU  
 BRESLAU-KRAKAU BRESLAU-KRAKAU BRESLAU-KRAKAU  
 BRESLAU-KRAKAU BRESLAU-KRAKAU BRESLAU-KRAKAU

Buchhandlung  
 am Scheitniger Stern  
**ALFRED FRITZSCHE**

Breslau 16, Tiergartenstraße 23  
 Ruf 4 69 65

Wissenschaftliches  
 und schönes Schrifttum

Deutsche Buchhandlung  
**ALFRED FRITZSCHE**

Krakau, Adolf-Hitler-Platz 23  
 Ruf 16 4 06

**Licht  
Kraft  
Wärme**



**Stadtwerke Breslau**

ELEKTRIZITATSWERKE / GASWERKE



W 13062

*Ebenso selbstverständlich* wie es ist, daß jede Frau sich heute nach besten Kräften einsetzt, um den Mann in Wirtschaft und Betrieb zu ersetzen, ebenso selbstverständlich ist es, daß sie darüber eine rationelle und sinngemäße Hautpflege nicht vergißt. Unsere Kaloderma-Kosmetik-Präparate werden denn auch nach wie vor hergestellt und geliefert — wenn auch in zeitgemäß beschränktem Umfange. Sie sind aber von so konzentrierter Wirksamkeit, daß auch geringste Mengen volle Wirkung erzielen. Verwenden Sie sie daher sparsam. Sie werden dann auch mit kleinen Mengen erstaunlich lange auskommen, ohne daß Ihre Hautpflege dabei zu kurz kommt.

**KALODERMA**  
EIN NEUER WEG ZU  
NEUER SCHÖNHEIT  
*Kosmetik*

W 4004

**Trösten Sie sich,  
Herr Schmitz ...**

Das gibt es, daß Cinzano ausverkauft ist. Das gibt es sogar recht häufig, denn die Nachfrage ist so stark, daß selbst eine größere Einfuhr nicht mehr mitkommt. Aber, trösten Sie sich, auch Ihr Händler wird

wieder neu beliefert und auch Sie werden wieder mal eine Flasche erwischen. Und da ist es denn gut, daß auch eine angebrochene Flasche Cinzano nicht auf einmal ausgetrunken zu werden braucht. Cinzano ist auch in geöffneter Flasche unbeschränkt haltbar. Also, immer langsam und mit Bedacht, wie es sich für einen edlen Wein gehört. Dann reicht eine Flasche eine ganze Weile. Und — bitte kühl servieren — so schmeckt Cinzano am besten.



**CINZANO**

IN UNVERÄNDERTER GÜTE

**VEDÄG**

Vereinigte Dachpappen-fabriken

Aktiengesellschaft

Breslau 1, Elferplatz 1a

*liefert:*

Bitumen-Emulsion »Webas«  
Isolieranstriche Emaillit  
Carbolineum

*führt aus:*

Grundwasserdichtungen  
Isolierungen gegen Feuchtigkeit  
hartgußasphalt

Heinrich Hauswalt

Ausstellungsräume: Breslau, Salzstraße 35

Seit 1866

Innenausbau

MÖBEL

STOFFE

Dekorationen



**Breslauer Messe**

mit Landmaschinenmarkt

**13.-17. Mai 1942**

Die Messe für den Osten und Südosten

Anmeldungen bald erforderlich  
Auskünfte durch Breslauer Messe- und  
Ausstellungs- Aktienges., Breslau 16

↔ BERLIN NW7 ↔

## Hotel Coburger Hof

*Das gute Hotel  
am Bahnhof Friedrichstraße*

\*

Eigentümer: Ewald Kretschmar

Telegramme: Coburgerhof Berlin

Fernsprecher: Sammelnr. 120018

\*

*Stets  
modisch  
Stets  
anart*



Breslau 5 - Neue Schweidnitzer Straße 15  
Das Fachgeschäft für schöne Damenhüte



# DRESDNER BANK

HAUPTSITZ BERLIN 475 GESCHÄFTSSTELLEN

Niederlassungen im Ausland:

TÜRKEI: ISTANBUL, IZMIR · ÄGYPTEN: \*) ALEXANDRIEN, KAIRO

**Böhmische Escompte-Bank, Prag**  
11 Niederlassungen in Böhmen und Mähren

**Continentale Bank SA./N.V., Brüssel**  
Niederlassung in Antwerpen

**Deutsche Handels- und Kreditbank A.G., Preßburg (Slowakei)**  
10 Niederlassungen in der Slowakei

**Handels- und Kreditbank A.G., Riga**  
Niederlassungen in Reval, Kauen, Minsk, Narwa, Libau, Schaulen, Wilna

**Handelstrust West N.V., Amsterdam**

**Internationale Bank in Luxemburg A. G., Luxemburg**  
Niederlassungen in Esch und Ettelbrück

**Kommerzialbank A. G., Krakau**

Niederlassung in Tarnow

**Kroatische Landesbank A. G.**

Agram  
7 Niederlassungen

**Länderbank Wien**

Aktiengesellschaft, Wien

50 Niederlassungen und  
Zweigstellen

**Ostbank A. G., Posen**

Niederlassungen in Bromberg,  
Hohensalza, Kalisch, Kutno,  
Leslau, Rawitsch

**Rumänische Bankanstalt**

(Societatea Bancara Romana)

Bukarest

5 Niederlassungen i. Rumänien

**Wechselstuben-Aktiengesellschaft**

„Mercur“, Budapest

**Deutsch-Südamerikanische Bank A. G.**

Banco Germánico de la América del Sud) Berlin—Hamburg  
mit Niederlassungen in Spanien, Mittel- und Südamerika

Auskunft und Beratung in allen Außenhandelsfragen  
und sonstigen Bankangelegenheiten

\*) Für die ägyptischen Filialen gelten die Bestimmungen über den Verkehr  
mit dem feindlichen Ausland

## Rich. Kiefer & Co.

Reuschestr. 2, Laden und 1. Stock / Ruf 53551

Bürobedarf / Papier- und Schreibwarenhandlung

Büromöbel aus Stahl und Holz, Schreibmaschinen

*Priebatsch*

die gute Buchhandlung

BRESLAU, Ring 58

KATTOWITZ, Grundmannstraße 20



Bürobedarf jeglicher Art

**Wilpert & Mohaupt**

Inhaber: Werner Hartmann  
Bahnhofstraße 2. l. / Ruf 50783

## Wenn in Breslau

Dann besuchen Sie die ‚Drei von Frank‘

1. Die große Schöne, Ring 19

2. Die kleine feine, Ring 46

3. Die alte Bekannte, Blücherplatz 12  
im Riembergshof

**Konditorei Frank**

*Rosenthal*

WELTMARKE DES PORZELLANS

*Rosenthal*

R.C.  
*Rosenthal*

## Drei deutsche Bücher fürs deutsche Heim

Das dichterische Hausbuch  
**Ewiges Deutschland**

Herausgegeben vom Winterhilfswerk des Deutschen Volkes  
352 Seiten. Leinen 3,- RM

In diesem zeitgeschichtlichen Sammelwerk spricht Deutschland zu allen Deutschen in Worten und von Taten seiner Söhne und Töchter aus allen Gauen, Stämmen und Zeiten

Das nationalpolitische Hausbuch  
**Im Herzschlag der Dinge**

Deutsche Bekenntnisse. Von Georg Stammer  
142 Seiten. Leinen 4,- RM

Es gibt wenige Bücher, die von Amts wegen, von den Pflegern, Hütern und Förderern unseres Schrifttums dem ganzen Volk so vermittelt zu werden verdienen wie dieses Werk

Das volksgeschichtliche Hausbuch  
**Unsterbliches Deutschland**

Völkischer Durchbruch in der Geschichte  
Von Friedrich Frh. v. d. Goltz und Theodor Stiefenhofer  
364 Seiten. 16 Karten. Leinen 5,80 RM

Das Buch wird sich zum Freunde aller derer machen, die eine nationalsozialistische Zusammenschau des deutschen Schicksals zur geschichtlichen Bildung verlangen

Durch jede Buchhandlung zu beziehen  
Werbeschriften H kostenlos vom Verlag



Verlag Georg Westermann, Braunschweig



**KLISCHEE-ANSTALT**  
**Ankarstrand**  
BRESLAU 13 · BRANDENBURGERSTR. 19

Schmuck · Keramik · Textil ·

Volkshunst-Stoffe · Holzarbeiten · Glas ·  
Stiche · Gemälde · Aquarelle ·



**Kunstgewerbehaus  
Schlesien**

Inh. Paul Nord · Breslau · Junkernstr. 9

Die gute

## Berufsvorbildung

in der

Privatschule  
für Kurzschrift und  
Maschinenschreiben

## Ella Hildebrandt

Breslau 1

Alte Taschenstraße 10/11

Fernruf 21305



## Neue Freianlagen im Breslauer

# ZOO

Jeden Dienstag, Donnerstag u. Sonntag: **Billiger Tag!**

Aufn. Michaelis



Das Gütezeichen für unsere Fabrikate

*Und als Nachtisch:*

**Paulo's  
Delikateß Speise**  
nach holländischer Art

**immer ein Feinß!**

Zu haben bei Ihrem Kaufmann!  
ERSTE SCHLESISCHE PUDDINGPULVER-FABRIK  
Ernst Paulo Nachf. Breslau 13

## Wolfgang Ch. Buchwald Buchhändler

Reichhaltiges Lager und ständiger Eingang von Neuheiten in schöngeistiger Literatur, Jugendschriften sowie Geschenkliteratur

Besuchen Sie meine Buchstube

Straße der SA. 21

BRESLAU 13

Fernruf: 3 56 49

**Ideal**



Schreib-  
maschinen  
(bezugscheinpflichtig)

**Erika**



## Geschw. Hoeniger

INH. PAUL EGGERS

FERNSPRECHER 38211 **Breslau 13** STRASSE DER SA. 10

*Einmachen  
kinderleicht  
mit*

# Friko

rohe oder gekochte  
Früchte mit oder  
ohne Zucker  
in Zubindegläsern  
und -gefäßen

Beutel 20 Pfennige

Hersteller: Friko-Dortmund, Postfach 223 Ruf: 34732

SCHLESISIEN, ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM / Hauptchriftleiter: Karl Heinz Kreufel. Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien G. m. b. H., Breslau 5. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung, Breslau 2, Tauengienstraße 33. Für unverlangt eingelangte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Bezugspreis: Vierteljährlich 1,- RM., einchl. 3,23 Rpf. Postzeitungsgebühr, zuzüglich 4 Rpf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden oder auch direkt beim Verlag, Breslau 5, am Sonnenplatz (Postcheckkonto Breslau 74 822, Fernruf 525 51 und 525 55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preisliste Nr. 1. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Walter Gehrke, Breslau.